Bavar.
2930

3644 ⁸
Hist. 920
Bavar. ~~1717~~.
2930 [Westenrieder]

Bavaricum pag: 659
~~ad Hist. Lud. IV Imp.~~

Der Verfasser ist
Lorenz Westenrieder.

A, LB,

H. F. 3644. b.

<3660787441001б

<3660787441001б

Bayer. Staatsbibliothek

R.

Kaiser Ludwig
der Baier.

Geschichte
aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Frankfurt und Leipzig,
bey Johann Jakob Stahel sel. Wittwe.
1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Unter allen Helden, die man zur Bewunderung und Nachahmung aufstellet, erfüllen uns diejenigen mit abwechselnden Regungen der Großmuth und Tapferkeit, an welchen man so viel rasche und entschlossene Kraft bemerkt, daß man fürchtet, sie möchten den sanften Pflichten der Menschlichkeit nicht immer Gehör geben; an welchen man aber auch zu gleicher Zeit so viel Güte und Wärme des Herzens wahrnimmt, daß, wenn sich Gefahren über ihren Häuptern zusammen ziehen, man stets besorgt sey, sie möchten, zu ihrem Nachtheile, nicht so streng, oder nicht so standhaft, als ihre Rettung es fodert, verfahren. Wo dann immer auf einer Seite die Grenze überschritten wird, leiden wir mit, und fühlen doppelt Beklemmung, wenn eben das, ohne welches wir dem königlichen Manne weniger gut seyn könnten, die Quelle seines Unglücks wird.

So wars mit Kaiser Ludwig von Baiern, dem seine Bestimmung das große Werk auflegte, Deutschlands Freyheit wieder herzustellen; aber ihn zugleich zu gefällig, gütig und nachgiebig gegen harte und zahlreiche Feinde gebildet hat. Er trug seine Bürde zwar standhaft, aber mit vielem Leiden dahin, und sah Harpyen sein Mahl, und Busenfreunde seiu Leben vergiften.

Ludwig, genannt der Baier, war Ludwigs des Strengen, (Pfalzgrafen bey Rhein, Herzogs und Kurfürsten in Baiern) mit seiner dritten Gemahlin, der Mechtilde von Habsburg, erzeugter jüngerer Sohn. Er ward zu München um 1287, oder, wie andere wollen, schon im Jahre 1282 geboren, und war noch unmündig, als sein Vater, Ludwig der Strenge, im J. 1294, auf dem Schlosse zu Heidelberg starb. Nun hätte die Regierung und Nutznießung der pfal baierischen Länder, so wie die Vormundschaft über den jungen Ludwig von dessen ältern Bruder Rudolph, und der Mutter beyder Prinzen, der Mechtilde, gemein-

meinschaftlich verwaltet werden sollen: allein Rudolph, ein junger, ehrgeiziger und unternehmender Herr, der sich von seinen Hofleuten gern bereden ließ, daß ihm, als dem Erstgebornen, sowohl in Rücksicht auf die Würden, als die Länder besondere Vorrechte gebührten, zog sogleich das meiste an sich, und nahm dabey einen Ton an, der für Mechtilden höchst kränkend war. Er vermählte sich zu gleicher Zeit mit Mechtilden, einer Tochter des eben regierenden Kaisers Adolph, und schloß sich sogleich so sehr mit seiner ganzen Macht und Ergebenheit an diesen Kaiser, daß die betrübte Mutter, die sich Anfangs mit dem unerheblichen Antheil an Gütern und Ansehen nicht begnügen lassen wollte, nunmehr alle Hoffnung aufgab, an dem kaiserlichen Hofe einige Unterstützung zu finden. Voll Verdruß über ihre Lage nahm sie ihre Zuflucht zu ihrem Bruder, Albert, regierenden Herzoge in Österreich, und überließ ihm den jungen Ludwig, der dann mit Alberts Söhnen, wider welche er nachher im Angesichte

von ganz Deutschland auf den Kampfplatz zu treten genöthigt war, eine gemeinschaftliche Erziehung erhielt. So gerecht diese Entschließung in den Augen einer beleidigten Mutter seyn mochte: so bedenklich mußte sie nothwendig in der Rücksicht seyn, da zu besorgen war, daß dadurch die Uneinigkeiten nicht gehoben, sondern die heimlichen Erbitterungen zwischen beyden Brüdern vielmehr genährt und befestigt werden möchten. Der Herzog Albert war eben so kühn und unermüdet, Vortheile aus günstigen Vorfällen zu ziehen, als schlau, sich derselben gänzlich zu bedienen. Er arbeitete eben damal mit der leidenschaftlichsten Betriebsamkeit an der Vergrößerung und Verherrlichung seines Hauses; er bewirkte auch bald durch nicht gar feine Ränke die Entsetzung des Kaisers Adolph auf eine bis dahin unerhörte Art; überfiel dann denselben mit einem Heere, und brachte ihn im Jahre 1298 in einer Schlacht bey Gelheim, unweit Worms, mit eigener Hand ums Leben. So sehr es jetzt nur an ihm gelegen wäre,

an Rudolphen, welcher seinem Schwiegervater Adolph nie von der Seite gewichen war, die empfindlichste Rache zu nehmen; so ließ er doch nicht nur keine besondere Ungnade gegen Rudolphen verspüren; sondern bedauerte gegen ihn vielmehr den persönlichen Untergang Adolphs als ein Unglück, zu dessen Bewirkung er wider alle Absichten seines Planes gezwungen worden wäre. Aber bald darauf, näm ich im Jahre 1299, wollte er Holland und Seeland, mit welchen Provinzen, noch bey Lebzeiten des letzten unbeerbten Grafen Johann, der Graf von Hennegau, Johann von Avesnes, vom Kaiser Rudolph von Habsburg (Alberts Vater) belehnt worden war, als erledigte Reichsleben erklären, und an sich ziehen. Er mochte sich auf Rudolphs Gefälligkeit bey dieser Sache vollkommen verlassen haben; allein Rudolph, nebst den drey geistlichen Kurfürsten am Rheine, erklärte sich, daß er nie darein willigen würde; und die Unternehmung schlug fehl. Sogleich machte Albert an sie alle persönliche Foderungen, welche

vorzüglich die Zurückgabe einiger Rheinzölle betraffen; und da die Kurfürsten sich dazu noch weniger verstehen wollten, griff er sie, ehe sie sich selbst in die gehörige Verfassung setzen konnten, an vielen Orten zugleich an, und nahm sich mit aller Härte eines höchst aufgebrachten Siegers Genugthuung. Während nun, daß sich Rudolph auf allen Seiten im Gedränge befand, kam Ludwig nach Baiern zurück, und brachte bey dem Kaiser eine Beschwerde über die vorenthaltene Mitverwaltung des väterlichen Antheils vor. Diese Beschwerde fand, wie leicht vorherzusehen war, augenblicklich Gehör. Albert gab Ludwigen von seinen eigenen Truppen, durch deren Hilfe eilfertigst verschiedene pfälzische Ortschaften, unter andern Wisloch, eine Hauptfestung Rudolphs, hart eingeschlossen, auch durch den Muth Alberts, der sogar persönlich ankam, erobert, so wie zu gleicher Zeit in Baiern, durch die ungestümmsten Ausfälle der augsburgischen Bürger viele Städte und Dörfer theils erobert, theils auf eine übermüthige Weise zerstört worden sind. Da

Da Rudolph bald dahin gebracht war, daß er sich alles, wozu ihn die Übermacht verbinden würde, gefallen lassen, und gleichwohl der Erklärung derselben entgegen sehen mußte: ließ ihn Albert nicht lange in der Erwartung; sondern that, nach seiner Willkühr, den Ausspruch, daß vom J. 1301 beyde Brüder, sowohl in Baiern, als der rheinischen Pfalz alles (einige wenige Ortschaften, wo sie abgesöndert wohnen könnten, ausgenommen) gemeinschaftlich besitzen und gemeinschaftlich behandeln sollten. So wie diese Verordnung für Rudolphen ohne alle Vorbereitung, und wie im Sturme daher kam: so war sie nichts weniger als das zweckmäßigste Mittel, eine wechselweise aufrichtige Versöhnung zu bewirken, oder wenigstens die härtern Ausbrüche des Misvergnügens zu verhindern. Da Rudolph keine Möglichkeit sah, die Verfügung des Kaisers vereiteln zu können: so bequemte er sich zwar äusserlich zu einem freundschaftlichen Betragen gegen seinen Bruder Ludwig, und ließ ihn an der Regierung Theil nehmen;

aber an seiner Mutter nahm er eine desto grausamere, ja die grausamste Rache. Diese hatte einige Zeit das Schloß Schiltberg, nächst Aichach in Oberbaiern, zu ihrem Aufenthalte gewählt, und daselbst einem gewissen Konrad Ottlinger, welcher zu Mühlhausen, einem benachbarten Orte, Hauptmann und ein Mann von bekannter Rechtschaffenheit war, den Zutritt gestattet. Sie hatte den jungen Ludwig, über den sie noch immer ihr mütterliches Ansehen zu behaupten fortfuhr, bey sich. Nun mochte Rudolph, der von der öftern Anwesenheit des Hauptmanns im Schlosse Schiltberg Nachricht erhielt, nicht mehr gezweifelt haben, daß es darauf abgesehen wäre, Ludwigen kluge Regeln seines künftigen Verhaltens einzuschärfen. Da sich ihm keine schickliche Gelegenheit darbot, den vermeinten Rathgeber zu entfernen: ließ er den Ottlinger, von dessen Umgange mit seiner Mutter zu gleicher Zeit verschiedene zweydeutige Gerüchte ausgebreitet wurden, auf dem Schlosse zu Schiltberg in Verhaft neh:men; ja sogar selbst

Mechtilden mit Ludwigen, unter dem Vorwande, er wollte sie künftig unter seine eigene Aufsicht nehmen, nach München bringen. Mechtilde, nachdem sie für sich alle gütliche Wege, ihre Freyheit zu erhalten, abgeschnitten sah, bot zu einem Vertrage an, vermög welchem sie sich ihrer Seits alles Einflusses in die Regierung begeben, und mit einer mäßigen Summe Geldes sich jährlich begnügen wollte. Sie war aber diesem Vertrage gemäß, worin des guten Ottlingers unglücklicher Weise nicht gedacht worden ist, kaum wieder in Freyheit gesetzt, als sie sich plötzlich aus dem Lande entfernte, und, nachdem sie an der Grenze alles als erzwungen wiederrufen hatte, ihren Bruder, den Kaiser Albert, aufsuchte, um ihn neuerdings um Schutz und Beystand anzuflehn. Rudolph wurde durch die Nachricht von dieser Flucht aufs äusserste entrüstet, und da er Ottlingern, der noch immer in festen Banden lag, für den heimlichen Urheber des listigen Anschlags seiner Mutter hielt: so ließ er sogleich an ihm das strengste Urtheil

voll,

vollziehen. Es war schon geschehen, als Mechtilde, die eine solche Rache noch immer nicht vermuthet hatte, die Befreyung des unglücklichen Mannes bey dem Kaiser bewirkt zu haben glaubte. Der Schmerz, als man sie endlich aus ihrem Irrthume riß, beförderte ihre Hinfälligkeit, und bald darauf im J. 1304 ward sie vom stillen Kummer dahin genommen.

Die beyden Brüder regierten gleichwohl noch gemeinschaftlich fort, und es fiel eben nichts ausserordentliches, wodurch ihre Eintracht hätte gestört werden können, vor, so lange der Kaiser Albert am Leben war; allein wie dieser im J. 1308 sein Leben durch die Hände eines Meuchelmörders verlor, schien Rudolph seine vorigen Gesinnungen sogleich wieder anzunehmen. Er bewarb sich um die Gunst und Unterstützung des neuen Kaisers Heinrich VII von Luxenburg, mit eben dem Eifer, mit dem er sich derselben ehemal bey dem Kaiser Adolph versichert hatte. Er brachte sogleich ein Verlöbniß seines erstgebornen Sohnes Ludwig mit

Ma-

Marien, einer vierjährigen Prinzessin Heinrichs, zu Stande, und zog dabey seinen Bruder Ludwig nicht im geringsten zu Rathe; indem er, um die Mitgabe der jungen kaiserlichen Braut auszugleichen, die Einkünfte einiger Städte in der rheinischen Pfalz zum Genusse anwies. Dies veranlaßte zwischen den beyden Brüdern neue Mishälligkeiten, deren wirklicher Ausbruch zwar einige Zeit dadurch verhindert wurde, daß sie sich gefallen liessen, durch einige von Adel eine besondere Auszeige ihrer Länder in Baiern, Schwaben und Österreich vornehmen zu lassen, welches im J. 1310 vorgieng. Als aber diese Nutztheilung geschehen war, wollte sich nunmehr Ludwig nicht begnügen, und es entstand diesmal ein zweyjähriger, höchst verderblicher Krieg, worin beyde Brüder ihre eigne schöne Länder auf das grausamste verwüsteten. Der Friede ward auch nicht eher wieder hergestellt, als bis sie im Jahre 1313 wieder einig wurden, die getheilten Güter zu vereinigen, und die Regierung neuerdings gemeinschaftlich zu führen.

Diese Begebenheiten waren nur kleine Vorspiele, wodurch Ludwig zu grössern und ungleich wichtigern zubereitet werden sollte. Die letztere Versöhnung war kaum vor sich gegangen, als sie durch einen besondern Vorfall sogleich wieder in Gefahr gerieth, gänzlich zerstört zu werden. Dies geschah durch den Hintritt des Kaisers Heinrich VII, welcher 1313 den 14ten August erfolgte, und durch welchen das deutsche Reich in eine Art von allgemeiner Bestürzung und Verlegenheit gesetzt worden ist. Diese künftige Wahl war nicht nur von Seite eines mächtigen Kandidaten, welcher diesmal durchaus in Betracht gezogen werden wollte, sondern auch von Seite der Wahlfürsten, deren Anzahl und Verfassung noch nicht allerdings nach einem gewissen Gesetze bestimmt war, äusserst bedenklich, und es war zu fürchten, daß viele und gefährliche Streitigkeiten und Widersprüche entstehen möchten. Die Kaiserwahlen mußten mit der äussersten Vorsicht und Klugheit geschehen, nachdem es längst der erste Hauptgrundsatz der

sämtlichen Wahl- und Reichsfürsten war, die kaiserliche Würde theils keinem zuübermächtigen Fürsten, der solche misbrauchen, theils aber auch keinem zuunmächtigen, der sie nicht einmal behaupten könnte, zu übertragen. Diesen Absichten zu Folge wurde im J. 1273 diese höchste Reichswürde dem Grafen Rudolph von Habsburg, an dem man damal gerade die gewünschten Eigenschaften gefunden zu haben glaubte, anvertraut, und es war um so nothwendiger, darauf fest zu beharren, als die Kaiser vor Rudolphen von Zeit zu Zeit Versuche gemacht hatten, bald ihre Würde erblich auf ihr Haus zu bringen, bald die Schranken, womit ihre Macht zum Wohl Deutschlands eingeschränkt worden war, durch bedenkliche Schritte zu erweitern. Um so größer und gerechter mußte die Besorgniß der deutschen Fürsten bey einer Erscheinung seyn, vermög der eben das wieder einzutreffen begann, was sie auf das sorgfältigste vermeiden wollten, und auch vermieden zu haben glaubten. Rudolph

von Habsburg müßte nicht der große Held und unvergleichliche Staatsmann gewesen seyn, wenn er die günstigen Gelegenheiten weniger benützen, und seinem Hause die großen Aussichten, die sich willig eröffneten, hätte verschließen wollen. Dies ist auch die beständige, und ewig wieder zurückkehrende Geschichte aller größern Häuser, deren Macht und Wachsthum, bey einem vielfältigen Zusammenflusse vortheilhafter Umstände, gleich einem königlichen Flusse, unaufhaltsam dahin strömet, Gestade und kleinere Flüsse verschlingt, bis er durch neue Umstände selbst wieder getheilt und geschwächt, oder vollends von einem gewaltigern Abgrunde verschlungen wird. Rudolphs unmittelbare Nachkömmlinge traten in seine Fußtapfen, und da sie sich wechselweise durch gute Eintracht unterstützten: so wurde ihre Hausmacht eben so bald groß und ganz ausserordentlich, als sie den Reichsfürsten bereits nicht wenig verdächtig geworden war. Jeder Schritt, jede Bewegung und Unterhandlung, welche man

von diesem damal noch sehr jungen Österreichisch-Habsburgischen Hause entdecken konnte, wurde von den Reichsfürsten um so mehr mit Eifersucht und Unruhe beobachtet, als man daselbst die Begierden einer ganz unzeitigen Vergrößerungssucht blos gab, und die Gelegenheiten, die sich etwa von selbst ergeben haben möchten, etwas zu erobern, nicht abwarten, sondern sich solche Gelegenheiten selbst mit Bestechung und Gewalt eröffnen, und gleichsam das Schicksal nöthigen wollte, unreife Dinge zur Reife zu bringen. Schon aus dem besondern Eifer, mit welchem der sonst großmüthige Rudolph für den Glanz seines Hauses gesorgt hat, schienen die ersten Reichsfürsten künftige Bestrebungen zu ahnden; und als ebenderselbe 1290 einen Reichstag nach Frankfurt in der Absicht ausschrieb, um den Kurfürsten seinen ältesten Sohn Albert zum römischen Könige vorzuschlagen, lehnten diese die gemachte Zumuthung unter dem Vorwande, daß das Reich ausser Stande wäre, zwey Kaiser zugleich zu er-

 nähren,

nähren, behutsam von sich ab; ia, sie schlossen diesen Albert auch nach dem im J. 1291 erfolgten Hintritte des Kaisers Rudolph von der Nachfolge in der kaiserlichen Würde vorzüglich deswegen aus, weil er gar zu gierig darnach getrachtet hat. Alberts Betragen rechtfertigte auch den Verdacht der Kurfürsten, daß eine Hauptabsicht seines Hauses auf die Erlangung der kaiserlichen Krone gerichtet sey, und die niedrigen Mittel, deren er sich bediente, den Kaiser Adolph zu stürzen, bestättigten dieses alles. Er schlug ebenfalls, wie einst sein Vater, seinen ältesten Sohn Rudolph den Kurfürsten zum Nachfolger vor; und es wurde von diesen nicht nur damal abgeschlagen, sondern auch nach dem Tode Alberts dessen zweyten Sohne, Fridrich I oder dem Schönen, ungeachtet er sich alle erdenkliche Mühe um die Wahlstimmen gegeben hatte, verweigert. Jetzt, da durch den Hintritt des Kaisers Heinrich die kaiserliche Würde neuerdings erledigt war: so war dieser Friedrich auch neuerdings

der

der erste, der sich meldete. Und er kam in der That allen den Prinzen, die seine Mitwerber werden konnten, an allgemeinen Verdiensten und Vorzügen seines Herkommens nicht nur gleich; sondern er that es an persönlichen Eigenschaften den meisten, und an sinnreicher, rastloser Thätigkeit, womit er sein Gesuch betrieb, allen zuvor. Er wußte unter den Mitteln, womit er sich der Gunst der Reichsfürsten, und vorzüglichst der Stimmen der Kurfürsten versichern konnte, die schicklichsten auszuwählen; er verschwendete in der Absicht bey diesem große Geldsummen; überhäufte einen Andern mit den lockendsten Versprechungen, brachte überhaupt sein Gesuch mit so viel einschmeichelnder Herablassung und gewinnender Redseligkeit vor, und erhielt darüber gerade zu so wenig eine abschlägliche Antwort, daß, dem äusserlichen Scheine nach, die Sache beynahe entschieden, und die Übereinstimmung der Kurfürsten in Rücksicht auf seine Person ausser allen Zweifel gesetzt zu seyn schien.

Mitten unter diesen hoffnungsvollen Unterhandlungen und Aussichten ließ sich Friedrich in einen fremden Handel, den er eben so muthwillig unternahm, als er ihm am Ende nachtheilig war, verwickeln. Der Herzog in Niederbaiern und König von Ungarn, Otto hatte, als er vermerkte, daß sein Ende, welches 1312 den 9ten September erfolgt ist, herannahe, die damal noch unmündigen drey Prinzen, Heinrich XV und Otto, Söhne seines bereits verstorbenen Bruders Stephan, und Heinrich XVI, der sein eigner Sohn war, den niederbaierischen Städten Landshut und Straubingen mit dem Auftrage empfohlen, daß sie Bürger dieser Städte die Verwaltung von Niederbaiern, und die Vormundschaft über die drey Prinzen Niemanden anders, als seinen Vettern, den Herzogen in Oberbaiern, Rudolph und Ludwig überlassen sollten. Dieser Auftrag sowohl, als die Entschlossenheit, womit die Städte ihn befolgten, verdroß den niederbaierischen Adel, als welcher sich noch immer

nicht

nicht bequemen wollte, den Städten einigen Vorzug einzuräumen, in einem solchen Grade, daß er sich entschloß, eher das äusserste zu wagen, als die Schmach einer solchen Hintansetzung ihrer Häuser zu dulden. Die Grafen Albert und Adelram von Hals thaten sich nebst andern als Anführer hervor, und trugen kein Bedenken, ihrer Seits den muthigen Herzog Friedrich von Österreich, vorzüglich in der Rücksicht, weil des verstorbenen Herzogs und Königs, Otto, erste Gemalinn, Katharina, eine Tochter des Kaisers Rudolph von Habsburg war, feyerlich aufzufordern; und ihm die Verwaltung von Niederbaiern, nebst der Vormundschaft anzubieten. Friedrich, der sich diesen Antrag längst gewünscht, und sich dabey ziemlich unvorsichtig betragen haben mochte; weil er allenthalben beschuldigt wurde, als hätte er das Mißvergnügen des niederbaierischen Adels unter der Hand selbst befördert, erklärte sich sogleich öffentlich für desselben Parthey; doch da Ludwig von Oberbaiern, (dessen

Bruder Rudolph nahm an der Sache, man weiß eigentlich nicht warum, nicht viel Antheil) nähere, und so ganz offenbare Rechte zu haben glaubte, daß es nur einer mündlichen Erklärung bedurfte, um jeden Mißverstand zu heben, so ließ sich Friedrich den Vorschlag Ludwigs gefallen, und kam nach Landau in Oberbaiern, wo jede Mißhelligkeit durch eine persönliche Unterredung beygelegt werden sollte. Man konnte dies um so mehr hoffen, als die beyden Prinzen einst Jugendfreunde, und beyde von der edelsten, großmüthigsten Gemüthsart waren. Diese Unterredung lief aber so höchst unglücklich ab, daß Ludwig sogar mit entblößtem Schwerte auf Friedrichen losging; dieser forderte aber sogleich seine sämtlichen Brüder, von denen Leopold in Schwaben, Heinrich und Otto aber in Österreich sich befanden, auf, ihn zu rächen, und mit so viel Truppen, als sie zusammen bringen konnten, in Baiern einzufallen. Bald darauf fiel ein österreichisches Heer, das durch Ungarn, Slaven

und andere benachbarte streifende Völkerschaften sehr ansehnlich vermehrt war, in Baiern ein, und fing, in der Absicht, den Prinzen Leopold mit einem zweyten Heere von Franken und Schwaben zu erwarten, unweit dem Städtchen Mosburg, zwischen Gamelstorf und Isareck, sich zu verschanzen an. Ludwig, welcher wohl sah, wie ungemein ihm die Sache durch die Vereinigung der beyden feindlichen Heere erschweret werden würde, eilte, durch eine rasche That zuvor zu kommen, und kam eines Morgens nur mit etlichen hundert Reitern, unter Begünstigung eines dicken Nebels, dem Lager so nahe, daß er nicht eher, als bis er bereits vor demselben stand, war bemerkt worden. Die Österreicher thaten zwar einen langen und tapfern Widerstand; flüchteten sich aber endlich mit Zurücklassung des Lagers und alles Gepäckes in höchster Verwirrung. Ein großer Theil ihrer Armee ging theils durch das Schwert, theils auf der Flucht bey Volkmannsdorf, wo die Brücke über den Semptfluß brach,

zu Grunde. Unter andern Gefangenen fielen drey- hundert fünfzig Adeliche Ludwigen in die Hände. Ludwig erhielt einen glänzenden und vollkomme- nen Sieg, den er sich aber wenig zu Nutzen ge- macht, und dabey eine frühzeitige Probe seiner Großmuth und Gütigkeit, die für ihn nachher eben so schädlich, als unzeitig und übel ange- bracht war, abgelegt hat. Er ließ sich mit dem Versprechen Friedrichs, daß er sich in die nie- derbaierischen Angelegenheiten nicht weiter zu mi- schen verlangte, begnügen, und schenkte daher den gefangenen Edelleuten, die bald darauf seine Länder mitverwüsten halfen, ohne alles Lösegeld oder andere Vergütung die Freyheit.

Dieser Vorfall machte auf den größern Theil der Wahlfürsten einen besondern Eindruck. Sie glaubten, an Ludwigen den einzigen Fürsten ge- funden zu haben, der sie aus aller Verlegenheit wegen der emporstrebenden Macht des Hauses Österreich reißen könnte, und trugen ferner kein Bedenken, ihre bisher halb verheimlichten Ge-

sinnungen öffentlich an Tag zu legen. Sie gingen darinn so weit, daß sie Ludwigen, welcher ihnen ihr Verlangen, die Krone anzunehmen, rund abschlug, (denn er selbst, so wie sein Bruder Rudolph hatten ihre Wahlstimmen bereits Friedrichen von Österreich feyerlich zugesagt) nicht nur seine Bedenklichkeiten und Einwürfe mit vielen Gründen widerlegten; sondern ihm ernstlich zu verstehen gaben, wie sie am Ende wohl Mittel finden würden, seine Bereitwilligkeit, ihnen zu willfahren, auch wider seinen Willen zu erhalten. Ludwig ergab sich endlich, und kam nach Frankfurt, wohin Friedrich von Österreich mit einem zahlreichen Gefolge ebenfalls geeilt, aber, seine Gegenparthey zu vermeiden, zu Sachsenhausen, einer frankfurtischen Vorstadt am jenseitigen Ufer des Maynflusses geblieben war. Hier hatten sich auch seine Freunde und Anhänger, der Erzbischof und Kurfürst Heinrich von Köln, Friedrichs Anverwandter, dann Rudolph, Ludwigs von Baiern Bruder, ferner Rudolph,

Her-

Herzog von Sachsen, und Heinrich von Kärnthen, welchen zwey letztern von Rechtswegen keine Kurstimme zustund, versammelt, und sich über ihre fernere Maaßregeln, dem Wahlgeschäfte eine vortheilhafte Wendung zu geben, berathschlagt, als sie von der größern Parthey der Kurfürsten, die in der Stadt selbst anwesend waren, nämlich, den Erzbischöfen und Kurfürsten Peter von Mainz, und Balduin von Trier, dann dem Könige und Kurfürsten Johann von Böhmen, wozu noch der Markgraf Waldemar von Brandenburg, und Herzog Johann von Sachsen kamen, aufgefordert wurden, auf dem gewöhnlichen Wahlfelde vor Frankfurt sich einzufinden. Sie hielten es aber ihren Absichten eben so wenig gemäß, am ersten, als an dem zweyten für die Wahl festgesetzten Tage, welcher der 20ste October 1314 war, zu erscheinen; sondern erklärten vielmehr gleich selbst, und einen Tag vorher ihren Friedrich zum Könige, indessen jene am bestimmten Tage, an dem gewöhnlichen Wahl-

orte,

orte, und mit Beobachtung aller sonst üblichen Feyerlichkeiten ihre Stimmen für Ludwigen gaben. Auch wurde Ludwigen von den Bürgern zu Frankfurt gleich die gewöhnliche Ehrenbezeigung erwiesen, und der Eid der Treue geleistet; bald darauf, nämlich den 26sten November wurde er nebst seiner Gemahlinn Beatrix von den beyden erwähnten Erzbischöfen zu Aachen, Friedrich aber einen Tag vorher vom Erzbischofe zu Köln zu Bonn gekrönt. Und nunmehr zogen sich die Kurfürsten beyderseits auf gewisse Weise zurück, und überließen es den beyden Helden selbst, ihre wahren oder angemaßten Rechte zu vertheidigen.

Friedrich, wegen seiner herrlichen Leibesgestalt, und dem heroischen Wesen, welches aus seinem Betragen hervorleuchtete, mit Rechte der Schöne genannt, hielt es seinem Hause und seinen persönlichen Vorzügen für höchst nachtheilig und schimpflich zurückzutreten, und blieb bey seinem Vorsatze, seine Hoffnungen, ungeachtet sie fehlschlugen, zu verfolgen, um so entschlossener,

als

als das Übergewicht, falls es zu einem langwierigen Kriege kommen sollte, offenbar und in voraus auf seiner Seite zu seyn schien. Ihm stunden volkreiche und weitläufige Länder, ein großer Geldvorrath und andere Mittel genug zu Gebot, sowohl eine ansehnliche Armee zu unterhalten, als sich in allen Ländern, und selbst an Ludwigs Seite eifriger Partheygänger zu versichern; und was ihm vollends überaus zu statten kam: so waren seine kriegerische Brüder auf den Glanz ihres Hauses, wo möglich noch eifersüchtiger, als er selbst, und ihm mit allen ihren Kräften und Vermögen ergeben. Da der ungestümmste derselben, Leopold, seine feindlichen Anfälle von der Schweiz, von Franken und Schwaben herein vornahm, Friedrich aber von Österreich heraufzog: so wurde Ludwig gleichsam in die Mitte genommen, und um so nachdrücklicher auf allen Seiten geängstiget, als er an den ersten Nothwendigkeiten, womit seine Gegner im Überflusse versehen waren, gleich Anfangs den härte-

sten Mangel litt. Die baierischen Länder waren nicht nur durch die ewigen langen, und höchst betrübten Vorfälle, und einheimischen Kriege erschöpft, sondern stunden nicht einmal (indem die Regierung und die Einkünfte ihm und seinem Bruder Rudolph gemeinschaftlich angehörten, unter seiner unmittelbaren Gewalt. Ludwig hatte über dies als Krieger, und in Betracht seiner ihm ohnehin überlegenen Feinde, den größten Feind in sich selbst, sein Übermaaß von oft unzeitiger Güte, übelangebrachter Redlichkeit, und Geradheit, bey welchen Eigenschaften er die Vortheile, welche ihm das Glück manchmal wider seine Gegner anbot, häufig aus den Händen gelassen, oder wohl gar abgelehnt, und sich entgegen wider die größten Gefahren nicht eher, als bis sie wirklich über ihn zusammenstürzten, gerüstet hat. Er stellte seiner Gegenparthey immer nur seine gleiche, standhafte Gesinnung, seinen entschlossenen Muth, und seine ungeheuchelten Absichten entgegen, that aber aus leichter Ver-

söhnlichkeit wenig, heimliche Anstalten zu untergraben, und verwunderte und entsetzte sich immer mehr, als er für die Zukunft vorbeugte, wenn er falsche Freunde und Verräther entdeckt hat. Und diese haben sich stäts, und selbst unter denen, vor welchen er kein Geheimniß hatte, gefunden, und haben ihm auf ebnen Strassen verborgene häßliche Fallstricke, und auf schlimmen Wegen den Untergang, woraus ihn aber immer die gütige Vorsicht riß, zubereitet.

Einige Vorfälle und Begebenheiten, welche theils den eben so merkwürdigen, als lehrreichen Charakter Ludwigs in seinem wahren Lichte darstellen, theils sich auf dessen Schicksal mit einem unmittelbaren Einfluß beziehen, verdienen hier eine Erwähnung.

Nach der frankfurter Wahl haben sich tausend freywillige Reiter eingefunden, den Ludwig zur Krönung nach Aachen zu begleiten, und alle Reichsstädte am untern und mittlern Rheinstrom, und durch Schwaben bis Augsburg hatten sich

für

für ihn erklärt. Damals befand sich Friedrich, welcher dadurch, daß er zu Bonn die Krönung mit sich vornehmen ließ, seine Gesinnungen hinlänglich an den Tag gelegt hatte, ganz in der Nähe, und Ludwig würde nicht die geringste Schwierigkeit gefunden haben, sich der Person seines Gegners zu bemächtigen, und weitläufigen Unruhen mit einem Male Einhalt zu thun; allein er konnte sich nicht bereden, daß Friedrich einige Feindseligkeiten wider ihn fortsetzen würde, und erwachte von diesem seinem gutherzigen Wahne nicht eher, als bis zu Oppenheim der Truchseß Heinrich von Alzey (ein Vasall Friedrichs, des Schönen) beynahe schon in sein Zelt getreten war, um ihn, wie es sein Vorhaben war, mit einem vergifteten Pfeil zu ermorden. Bald darauf lehrte ihn zu Speyer eine andere Erfahrung, was er von seinen Gegnern zu erwarten hätte. Leopold, Friedrichs Bruder, näherte sich dieser Stadt mit einer Armee, und da Ludwig den Schutz, welchen ihm dieselbe anbot, für

seine Person nicht annahm, sondern aus Gutherzigkeit abzog, verheerte jener das speyerische Gebiet. Ungeachtet dieser Überzeugungen vergaß Ludwig, sobald er in seinem Baiern angelangt war, aller weitern Gefahr, und glaubte daselbst wieder mit so vieler Zuversicht, daß sich seine Feinde mit dem, was sie bereits vorgenommen hätten, begnügen würden, daß er seine Truppen, als wäre feyerlich alles vollendet, sämtlich entließ. Plötzlich erschien Leopold am Lech, und setzte ganz Baiern, wo man auf nichts gefaßt war, in Schrecken. Ludwig eilte nach dem Städtchen Friedberg, von da nach Augsburg, und seine Baiern umströmten ihn, und alle für ihn gesinnten Nachbarn kamen ihm zu Hilf, und nun lieferte ihm noch ein ihm günstiger Umstand seine Feinde beynahe in die Hände. Leopold hatte sein Lager bey Puchlem unweit dem Flusse Wertach zwischen kleinen Hügeln und Bächen geschlagen, welche letztere bey einem eingefallenen Regenwetter aus ihren Ufern traten; und

die ganze Gegend unter Wasser setzten. Leopold war gemäß der Lage der Gegend den Baiern so viel als Preis gegeben; es wurde ihm aber alle Zeit gelassen, sich zu retten, wofür er dann auch, um seinen Abzug bekannt zu machen, im Angesichte der Baiern die Stadt Landsberg verbrannte, Oberbaiern plünderte, und dem Ludwig nichts übrig ließ, als die Erfahrung, wie man ihm auch diesmal übel gerathen, und zum Beweis heimlicher Verständnisse mit seinen Feinden, betrogen hat. Einige Zeit darauf wurde an eine Hütte, worinn er zu übernachten gezwungen war, Feuer gelegt, und sein Leben nur mit größter Mühe gerettet.

Unter die merkwürdigern kriegerischen Auftritte gehört der Vorfall bey Eßlingen im Jahre 1316. Ludwig war dieser und andern schwäbischen Städten, welche von feindlichen Heeren sehr geängstigt wurden, zu Hilfe geeilt. Beyde Armeen wurden nur noch durch den Neckarfluß getrennt, und eine nahe Schlacht war unvermeidlich.

meidlich. Es fügte sich aber an einem Abend, daß einige Soldaten von den gegenseitigen Ufern einander sahen und schimpften. Sie sprangen bald vor Hitze in den Fluß und fielen einander an, ihr Geschrey und Lerm zog mehrere Truppen, und endlich beyde Armeen, deren Ungestümm nicht zurück gehalten werden konnte, herbey. Alles, Reiter und Fußgänger stürzte sich in den Fluß mit unbeschreiblicher Wuth entgegen. Da zu gleicher Zeit die Nacht hereinbrach, so war der Streit weder ordentlich noch anhaltend; aber beyde Theile glaubten, das Übergewicht des andern erfahren zu haben, und zogen den andern Tag beyderseits mit vieler Vorsicht auseinander.

In eben diesem Jahre hat Ludwig ein heimliches Bündniß, welches wider ihn in seiner Abwesenheit von seinem eignen Bruder Rudolph in seinem eignen Vaterland Baiern angelegt wurde, entdeckt. Rudolph war nach der Erwählung seines Bruders Ludwig nichts weniger, als auf dessen Seite getreten, und äusserte vielmehr sein

Miß=

Mißvergnügen, und seine Eifersucht über die Erhebung seines Bruders auf eine eben so wenig großmüthige, als sehr unkluge Art. Er hielt es offenbar mit dem Gegentheil, und gab sich nicht nur viele, wiewohl vergebliche Mühe, die Reichsstädte, zumal Augsburg, an sich zu ziehen, sondern warb sich sogar in München, wohin er voraus geeilt war, eine ansehnliche Parthey, welche auf den ersten Wink bereit seyn sollte, ihn wider seinen Bruder zu unterstützen. Ludwig, welcher von allem unterrichtet war, ließ es zwar mit seinem Bruder zu keiner persönlichen Erklärung kommen, zog aber die Anhänger desselben zur gebührenden Strafe, und ließ sogar zum Beweis, wie empfindlich ihn der Vorfall beleidigt hätte, und zum Schrecken anderer, mitten in der Stadt München einige Häuser niederreissen. Rudolph mochte mehrere Merkmale von dem gerechten Unmuth seines Bruders erfahren, oder seiner eignen heftigen Gemüthsart nicht getraut haben, und zog mit seiner Gemahlinn nach Wolfertshausen,

einem Schloß, das bey einem ziemlich volkreichen Flecken an der Isar und Wysach wenige Meilen von München entfernt liegt. Hier konnte er nun jede benöthigte Nachricht einholen, und seine Unterhandlungen unbemerkter fortsetzen. Er hat sich seinen Absichten vermuthlich näher, als sie waren, oder seyn konnten, geglaubt, und als sich Ludwig im Jahre 1316 nur auf eine kurze Zeit aus dem Lande entfernte, benützte er diese Gelegenheit und eilte nach Vohburg, einem Schloß an der Donau, woselbst einige von Adel, die unklug genug waren, im Verborgnen seine Partheygänger zu bleiben, sich einfanden. Gleichwie aber ihre Anschläge eben so wenig zur Ausführung reif, als an sich ungerecht waren; so war leicht vorher zu sehen, daß sie in ihrer Geburt unterdrückt werden würden. Die Verschwornen wurden plötzlich und mit Macht überfallen. Vohburg, Wolfertshausen, nebst den Burgen der Adlichen wurden hart mitgenommen, und größtentheils zerstört, und dem Rudolph blieb nichts

übrig, als durch die schleunigste Flucht sich in ein Elend zu stürzen, dessen Härte und Ungemach seinen Muth, so wie seine Gesundheit so gewaltig erschütterte, daß er sich selbst, indem er ganz unerwartet nach München zurückkam, voll Bestürzung in die Arme seines Bruders geworfen, und gleichwohl von dessen Großmuth sein endliches Schicksal erwartet hat. Er war gefaßt, oder müde genug, sich alles gefallen zu lassen, und ging daher zu München 1317 den 26sten Februar einen Vergleich ein, vermög welchem er versprach, nicht nur, sobald er zu Kräften gekommen seyn würde, seinem Bruder dem König in Person wider Österreich zu dienen, sondern auch gegen den mäßigen Vorbehalt von fünf tausend Pfund Pfenning, so lang der Krieg dauern würde, die Regierung und den Genuß der sämtlichen pfalzbaierischen Länder seinem Bruder zu überlassen. Dann ging er mit zerschlagenem Herzen, man weiß nicht eigentlich, wohin, und fand im Jahre 1319 in England, oder wie andere meinen, in Österreich sein Grab.

Zu gleicher Zeit verlor Ludwig einen seiner besten und wichtigsten Freunde, einen Grafen von Öttingen, Ludwig, der zu dem österreichischen Hofe überging, wo man ihn als eine herrliche Eroberung aufgenommen, und eine Prinzessinn zur Gemahlinn gegeben hat. Dieser Verlust fiel dem Ludwig um so mehr empfindlich, als dieser öttingische Graf ein unvergleichlicher Kriegsmann, und auben von der Verfassung Ludwigs, und dessen Bedürfnissen und Absichten auf das vollkommenste unterrichtet war. Man säumte auch österreichischer Seits nicht, sich die sehr mißliche Lage des erschöpften Landes zu Nutzen zu machen, und noch im Jahre 1319 rückten Friedrich und Leopold, jener von Österreich, dieser von Schwaben, so plötzlich zusammen, daß Ludwig kaum Zeit fand, es seinen Freunden zu wissen zu thun, und um ihren Beystand sie aufzurufen. Da diese augenblicklich und in einer hinlänglichen Menge sich einfanden, rückte Ludwig seinen Gegnern bis vor Mühldorf entgegen. Man machte sich beyderseits

gefaßt, und der Tag zur Schlacht rückte heran, als am Abend vor demselben in dem baierischen Lager von Zelt zu Zelt die Erzählung herumging, daß heimliche Verschworne zugegen seyen, die den Auftrag hätten den Ludwig am folgenden Morgen, wenn er dem Gottesdienst abwarten würde, zu ermorden. Diese entsetzliche Nachricht mochte nun aus Unvorsichtigkeit der erkauften Meuchelmörder, oder aus Vorsatz verbreitet worden seyn: sie that auf die Armee eine höchst nachtheilige Wirkung. Da man nicht wußte, wie zahlreich die Verschwornen, unter welchen Fahnen sie vermengt wären, und wie ihre geheimen Absichten selbst während der Schlacht sich äussern würden: so hatte einer den andern in Verdacht, und alles wurde mit Furcht und Schrecken erfüllt; und wie die Nacht vollends anbrach, zog eine Fahne nach der andern davon, und selbst Herzog Heinrich der ältere von Niederbaiern, schlich sich mit seinen Truppen hinweg, ohne dem Ludwig vor der Gefahr zu warnen, der indeß

ruhig in seinem Zelt schlief, und erst am frühen Morgen, da er das verlassene Lager erblickte, die Begebenheiten dieser schrecklichen Nacht, so wie die Nachricht von seiner Gefahr vernahm, und sich noch glücklich schätzen mußte, dem nahen Feind, ehe selbem der Vorfall berichtet wurde, entgehen, und sich in seine Burg nach München flüchten zu können. Hier saß er in der schrecklichen Ungewißheit, ob nicht selbst unter den Leuten, die ihn umgaben, erkaufte seyen, und fühlte die ganze Last seines traurigen Schicksals. Als nun noch überdies ein Bothschafter nach dem andern die kläglichsten Nachrichten brachte, wie die Feinde sein Land durchzögen, und brennten und sengten: äusserte er sich gegen einige Fremde, die sich an seinem Hofe befanden, wie er bereit sey, die kaiserliche Würde einem seiner Vetter in Niederbaiern abzutreten, indem es ja ungleich besser wäre, daß er die Krone, als daß so viele seiner Unterthanen ihr Hab und Gut, und ihr Leben verlieren. Doch die inständigsten Zusiche-

rungen

rungen der fremden deutschen Gesandten, daß man ihn nunmehr ernstlich und auf allen Seiten unterstützen würde, und die herrlichen Versprechungen und Aussichten, die sie ihn erblicken ließen, erfüllten ihn bald wieder mit neuer Entschlossenheit, und im folgenden Jahr erschien er am Rhein, und zog, nachdem sich sein Heer durch eine große Anzahl von Freywilligen ansehnlich verstärkt hatte, nach Elsaß, um der österreichischen Parthey, welche daselbst vielen Unfug trieb, Einhalt zu thun. Er verlieh der Stadt Straßburg, deren Bürger ihn dem Schein nach freudig aufnahmen, einige Freyheiten, und war eben im Begriffe, seine weitere Maaßregeln zu nehmen, was ihn der Inhaber des Hauses, wo er wohnte, inständigst bat, sich zu entfernen, und sein Leben vor einer feindlich gesinnten Parthey zu retten, welche ihm bereits angelegen wäre, ihr die Person seines hohen Gastes in die Hände zu liefern. Solche Entdeckungen machten auf die gutherzige Gemüthsart des Ludwig fast immer einen

Eindruck, welcher ihm in seinen Umständen doppelt nachtheilig war. Sie erfüllten ihn nicht so fast mit dem gerechten Zorn und dem raschen Eifer, sich auf der Stelle an seinen Verräthern zu rächen, sondern mehr mit Wehmuth und trauriger Bestürzung über die erlittene Mißhandlung, und seine Gegner erhielten Zeit sich zu retten, oder ihr Vorhaben zu vollenden. Da er diesmal auch in dem Lager, welches vor der Stadt versammelt war, einigen Wankelmuth entdeckt zu haben glaubte, verließ er den Ort und den Sieg, der seinen Gegnern trefflich zu Statten kam.

Aber diese, nachdem sie bey aller ihrer Übermacht in so vielen Jahren nichts Entscheidendes zu Stand gebracht hatten, entschlossen sich endlich, ihr Äusserstes zu thun, und alle ihre Kräfte zu sammeln, um, wie sie nicht zweifelten, den Ludwig zu unterdrücken. Leopold warb am Rhein, in Elsaß und Schwaben eine ansehnliche Armee; Friedrich bot in den österreichischen Ländern alle seine Vasallen und Unterthanen, so wie die Hilfe

der ungarischen und anderer Völkerschaften auf. Die Zubereitungen geschahen diesmal nicht mit einer unzeitigen Eilfertigkeit, sondern mit reifer Überlegung aller Umstände, mit Nachdruck und Ernst, und erst, nachdem beyde Brüder in der ordentlichen Verfassung zu seyn glaubten, setzten sie sich im Herbst 1322 in Bewegung. Leopold war bereits bis an den Lechfluß vorgerückt, und erwartete nur noch die Aufforderung seines Bruders Friedrich, der in der besten Ordnung gegen Mühldorf heraufzog, sich mit ihm zu vereinigen. Ludwig hatte den fürchterlichen und langwierigen Zurüstungen zugesehen, ohne denselben gleiche Vorkehrungen entgegensetzen zu können. Er litt nicht nur einen beynahe gänzlichen Mangel am Geld, Truppen zu werben, sondern auch sogar einen Mangel an hinlänglichen Proviant, selbe zu ernähren, und er mußte sich schlechterdings auf die Großmuth deutscher Fürsten und Edelleute, ob sie ihn als Kaiser schützen wollten, verlassen. Er hatte indeß keine Wahl, das schicklichste vorzukehren,

kehren,

kehren, und gleichwie er eben so wenig in der Fassung war, einen Krieg fortzusetzen, als selben mit einigem Gleichgewicht anzufangen: so hatte er keine andere Wahl, als in aller Eilfertigkeit aufzubrechen, und mit einer der nahenden Armeen alsogleich zu schlagen. Die getreuen Edelleute und Bürger von Baiern erschienen mit ihren Fähnlein auf dem ersten Wink, und mit gleicher Bereitwilligkeit eilten auch Herzog Heinrich der ältere, von Niederbaiern, König Johann von Böhmen, und dann die Truppen des Erzbischofs Balduin von Trier, des Herzogs Bernard von Schlesien, dann der Grafen von Montfert, Hohenlohn, zweener Grafen von Öttingen, von Schlüsselberg und Henneberg, und vor allen einige hundert nürnbergische Reiter, unter der Anführung ihres tapfern Grafen Friedrichs herbey. Friedrich, der Schöne, da er sowohl an der Zahl, aus Ausrüstung der Truppen dem baierischen Heer weit überlegen war, glaubte bereits, des Sieges gewiß zu seyn. Er hatte sich die baierischen Ort-

schaften, welche er durchgezogen war, bereits huldigen lassen, und war beynahe eifersüchtig auf die Ehre, das Heer seines Bruders Leopold nicht abgewartet, und den Ruhm des entscheidenden Tages allein eingeärndtet zu haben. Am frühen Morgen des 28sten Septembers stunden beyde Heere auf den sogenannten Vechwiesen bey Ampfing unweit Mühldorf in Schlachtordnung. Die baierische Armee wurde vom Seyfried Schweppermann, einem gebornen Nürnberger, und geprüften General angeführt. Konrad von Baierbrun commandirte den rechten, Albert Rindsmaul, Pfleger zu Neustadt in Baiern den linken Flügel, und beede hatten den Auftrag, sich während der Schlacht der Person Friedrichs des Schönen zu bemächtigen. Der tapfere Friedrich von Nürnberg mußte sich mit seinen Reitern den Feinden auf den Rücken ziehen, und hinter dem kleinen Fluß Isen auf weitere Befehle warten. Der König von Böhmen, und Prinz Heinrich der ältere von Niederbaiern besorgten den Vortrupp. Ludwig

wig aber stund in der Mitte der beeden Flügel in der Rüstung eines gemeinen Mannes, und von den getreuesten seiner Baiern umgeben. Friedrich der Schöne, entgegen, war an der Spitze seiner vortrefflich geordneten Armee auf einem stolzen, prächtig gerüsteten Pferde in einer ganz vergoldeten Rüstung, womit ihn seine Gemahlinn ausgeschmückt hatte, den Reichsadler auf dem schimmernden bebuschten Helm, von seiner herrlichen Leibwache umgeben, zu sehen. Nicht ohne geheime Ehrfurcht und Schauder war er zu sehen; denn Miene und Geberden verkündigten Kraft und Zuversicht, und sein ganzes Wesen war fürchterlich schön, erhaben und königlich.

Die Schlacht war, wie die Wichtigkeit der Sache, um welche gestritten wurde, groß und hartnäckig, und nach vielen Stunden war noch nichts entschieden; aber um die Mittagszeit machte Schweppermann eine geschickte Wendung, vermög welcher den Feinden die Sonne, und der Staub ins Gesicht kam, und da nun auch der

Burggraf von Nürnberg mit seinen frischen Truppen heran, und den Österreichern auf den Rücken stürzte: fing die Unordnung und die Flucht bald allgemein an. Nur Friedrich stund noch aufrecht, als schon alles um ihn lag, und hätte die Sache aufrecht erhalten, wenn sich in dem Mann, in welchem sich der Muth eines Heeres vereinigt, auch die Kraft eines Heeres vereinigen könnte. Er unterlag endlich der Menge, und indem er, da sein Pferd unter ihm fiel, von einem Ritter, auf dessen Schild ein Rindsmaul zu sehen war, ergriffen wurde, übergab er dem Burggrafen von Nürnberg, unter dessen Geleit jener Ritter gehörte, sein Schwert. Ludwig empfing ihn, so wie dessen gefangenen Bruder Heinrich mit der ihm eignen, redlichen Freundlichkeit und gleichwie es ihm herzlich lieb war, sie aus aller Lebensgefahr zu wissen, sagte er zum Friedrich: Herr Vetter, ich bin erfreut, euch zu sehen. Er ließ diesen einige Tage darauf mit allem, dessen Würde gebührenden Wohlstand nach Trausniz, einem

Schloß an der Pfreint im baierischen Nordgau bringen. Den Prinzen Heinrich übergab er dem König von Böhmen, die gefangenen Adelichen aber, deren Anzahl sich auf tausend vierhundert erstreckte, wurden dem Burggrafen von Nürnberg, dem sie sich lösen sollten, überlassen. Leopold, der mit seinem Heer schon beynahe bis München vorgerückt war, zog sich bey der ersten Nachricht von dieser Schlacht nach Schwaben zurück.

So groß und an sich wichtig dieser Ausgang für den Ludwig hätte seyn sollen: so war selber dennoch für seine Ruhe nichts weniger, als entscheidend, und Friedrich, der Schöne, wurde indeß nur auf die Seite gestellt, um andern, und weit fürchterlichern Feinden zum Auftreten Platz und Anlaß zu geben. Der erste, der die folgenden neuen Scenen eröffnete, war der päbstliche Hof, dessen Ansehen und Einfluß einem Kaiser eben zu selber Zeit mehr, als zu jeder andern, bedenklich und fürchterlich war.

Es ist bekannt, daß es bey der Uneinigkeit der deutschen Reichsfürsten, und bey ihren lang genährten Absichten, die Übermacht der Kaiser zu schwächen, endlich im 12ten Jahrhundert, und zwar das erstemal bey der Wahl des Kaisers Lothar von Suplinburg im Jahr 1125, dahin kam, daß die Wahlen der Kaiser vom römischen Hof bestättigt werden müßten. Die damaligen Päbste behaupteten ferner, daß ihnen, während der Kaiserthron ledig stünde, das Reichsvikariat oder das Recht, die Stelle eines Kaisers zu vertreten, in Italien zustehe, welches Reich von jeher, als ein Krongut der Kaiser betrachtet worden ist. Die Kaiser ließen sich bey ihrer gewöhnlichen Reise, oder ihrem Zug nach Rom, wo sie vom Pabste zu römischen Kaisern gekrönt wurden, von den Ständen Italiens huldigen, ließen sich zu Mailand mit einer eisernen Krone krönen, und die bestimmten Steuren, so andere Abgaben entrichten. Da aber die italienischen Städte unter sich wenig Zusammenhang, und in der Folge noch we-

niger Neigung hatten, einem auswärtigen Herrn, unterthan und zinsbar zu seyn; so rebellirten sie unaufhörlich, und endlich brachten sie eine ordentliche Parthey zusammen, die sich die Welfische nannte, sich für den Pabst wider den Kaiser erklärte, und den Anhängern dieses leztern, welchen der Name, die Gibellinen beygelegt war, auf alle Weise Abbruch zu thun suchte; und da die fünf Kaiser von Heinrich VII, nicht mehr nach Italien gekommen waren, so mußte dieser, welcher wieder dahinzog, allen seinen Kräften aufbieten, um daselbst die kaiserlichen Rechte durchzusetzen, und es gelang ihm nur mit äusserster Mühe, aus Mailand die welfischgesinnten zu vertreiben, und einen kaiserlichgesinnten Statthalter, den Matthäus Visconti, in seiner Abwesenheit aufzustellen. Dieser Visconti hatte nach und nach verschiedene Städte, als Pavia, Florenz, Novarra, Lodi, Alessandria, Bergamo u. a. m., woraus nachmals das Herzogthum Mailand erwachsen ist, an sich gezogen, und weil dies alles,

wenigst dem Schein nach, im Name des Kaisers, und für den Kaiser geschah, und weil eben dadurch der Anhang und die Macht des Kaisers in Italien sich nothwendig neuerdings und ungemein vermehrte: so konnte dieser Fortschritt dem römischen Hofe, als welcher die Folgen davon vorhermast, nichts weniger als gleichgültig seyn, und unerträglich wurde ihm die Sache vollends, als man, während die Streitigkeiten des Ludwigs mit Friedrich noch anhielten, zu Mailand sich weigerte, dem Pabst ein Recht auf die vermeinte Statthalterschaft einzuräumen. Die Visconti wurden sogleich, und zwar nach damaliger Sitte, als Ketzer, mit dem Bann belegt, und da dieß Mittel nichts fruchten wollte, wurde Mailand mit nachdruckvollern Waffen angegriffen, und durch einen päbstlichen Legaten förmlich belagert. Galenzius Visconti, Sohn und Nachfolger des Mathäus, rief den Ludwig, als dessen kaiserliche Rechte eigentlich gekränkt würden, um Hilfe an. Ludwig schickte die Grafen von Neysen und Graysbach

 mit

mit 800 Reitern zur Entsetzung der Stadt ab, und der Gesandte ward gezwungen, abzuziehen. Dies trug sich eben kurz nachher zu, als Ludwig den Sieg über seine Gegner davon getragen hatte. Beydes ging dem Pabst (es war Johann XXII) durch die Seele, und sein Verdruß wurde durch einen besondern Umstand, mehr, als jemals, nachdrücklich und fürchterlich. Dieser Umstand war, daß die Päbste im Jahre 1305 ihren Wohnsitz von Rom, mit deren Bürger sie mißvergnügt waren, nach Avignon, einer ihnen in Frankreich angehörigen Stadt, verlegt, und daß es die französischen Minister dahingebracht hatten, daß seitdem nur Franzosen von Geburt auf den päbstlichen Stuhl erhoben wurden. Nichts war natürlicher, als daß man französischer Seits die Gelegenheit benützte, die Gesinnungen des päbstlichen Hofes, nachdem dessen Einfluß in die zeitliche Macht der Staaten nun einmal so wichtig geworden war, nach eignen Absichten und Vortheilen zu lenken, und das deutsche Reich, zumal das Ansehen des

Kaisers niederzuhalten. Dadurch mag das ausserordentliche und seltsame in den Betragen der Päbste, welche während der Regierung des Kaiser Ludwigs gewählt worden sind, und vor allen der harte Ungestümm des Pabstes Johann XXII um so leichter zu erklären seyn. Die Kurfürsten, welche den Ludwig zu Frankfurt gewählt hatten, unterließen nicht, ihre Wahl dem damaligen Collegio der Kärdinäle (denn der päbstliche Stuhl stund eben erledigt) zu berichten, und auch Ludwig säumte nicht, bey Johann XXII, als dieser im Jahre 1316 zum Pabst gewählt worden war, um die gewöhnliche Krönung anzusuchen. Friedrich, der Schöne, that das nämliche; und da sich Johann XXII für gänzlich überzeugt hielt, daß ihm das ungezweifelte Recht zustehe, in zweyfältigen Wahlen zu entscheiden: so hätte man billig erwarten sollen, daß er sich alsogleich entschließen würde, sein Ansehen in Bewegung zu setzen; allein Johann XXII hielt es noch zur Zeit für klüger, nichts zu unternehmen, und indeß

nur beyde Theile merken zu lassen, was sie zu erwarten hätten, sobald er etwas unternehmen würde. Zu dem Ende bestättigte er mit vieler Feyerlichkeit die Grundsätze seines Vorfahrers Klemens V, worin gesagt wurde, daß im Erledigungsfalle die Verwaltung des Reichs allein dem Pabst zustehe, und sah übrigens den kriegerischen Auftritten, durch welche Ludwig und Friedrich nothwendiger Weise sich selbst schwächen, und das Verhältniß ihrer Macht gegen eine dritte verringern mußten, ganz gelassen zu. Wie nun aber der letzte Vorfall zu Mühldorf den Streit für den Ludwig entschieden, auch dieser durch den Entsatz von Mailand seine Gesinnungen in Rücksicht auf die Forderungen eines deutschen Kaisers hinlänglich geäussert zu haben schien: so däuchte es dem Pabst Johann XXII, die höchste Zeit zu seyn, sich mit aller Kraft seines Ansehens zu bewaffnen, und einmal ein Endurtheil, dem sich nichts widersetzen sollte, zu fällen. Dies geschah sogleich. Die Wahlhandlungen wurden für

ungültig erklärt, und dem Ludwig wurde befohlen, die Waffen niederzulegen, sich der kaiserlichen Würde zu begeben, und die ganze Sache der Entscheidung des päbstlichen Stuhls anheim zu stellen, und dies alles in Kraft des h. Gehorsams, und bey Strafe der Exkommunikation, wenn vom Tage der Bekanntmachung dieses Urtheils, nämlich vom 8ten Octob. 1323 gerechnet, binnen dreyen Monaten nicht alles vollzogen seyn würde. Schon in der Art der Bekanntmachung dieses Urtheils lag das Gepräg der Zuversicht, mit welcher es abgefaßt ward. Es wurde nämlich blos an die Kirchthüren zu Avignon angeheftet, und dem Ludwig gleichwohl selbst die Sorge überlassen, es sich bekannt zu machen. Ludwig wurde durch die Nachrichten seiner Gesandten, welche er ausdrücklich, um etwas Gewisses zu erfahren, nach Avignon abgeschickt hatte, um so mehr in Erstaunen gesetzt, als diese nicht vermögend waren, einen längern, als einen zwey monatlichen Aufschub zu bewirken; indeß war er entschlossen,

die ihm anvertrauten kaiserlichen Rechte, es entstehe auch daraus, was da wolle, zu behaupten, und auf einem den 16. Dec. 1323 zu Nürnberg versammelten Reichstag legte er den Ständen die Heiligkeit derselben, so wie nicht minder die Gerechtigkeit seiner bisherigen Unternehmungen vor. Das nämliche wiederholte er zu Regensburg, und indem er sich zu gleicher Zeit auf ein allgemeines Concilium berief, erwartete er nun getrost, welchen Ausgang die Sache nehmen würde. Seine Erwartung wurde auch bald erfüllt. Als die bestimmten Termine vorüber waren, wurde über ihn zu Avignon der Kirchenbann mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten gesprochen, und die nämliche Strafe nebst dem Verluste über Ämter, Würden, Lehen und Privilegien allen denen, welche ihm künftig als Kaiser einigen Gehorsam leisten würden, gedroht. Wer dem Ludwig den Eid der Treue geleistet hatte, wurde davon losgesprochen, und alle Bündnisse und Verträge, welche man mit demselben eingegangen haben

mochte, wurden für aufgehoben erklärt. Die drey Erzbischöfe und Kurfürsten am Rhein sollten diese Sentenz durch ganz Deutschland verkündigen, und der Herzog Leopold von Österreich, Bruder des gefangenen Friedrichs, sollte sie durch die Gewalt der Waffen vollziehen. Und damit die Sache den letzten Nachdruck bekäme, so sollte gemäß dem sonderbarsten Einfall des Pabstes Johann XXII, wobey derselbe seinem eigenen Vortheil zuwider handelte, gemeinschaftlich daran gearbeitet werden, dem König von Frankreich, Karl IV, zur kaiserlichen Krone, und dem Leopold zur Würde eines kaiserlichen Statthalters in Deutschland zu verhelfen, welcher letztere dann auch sogleich Himmel und Erde in Bewegung setzte, die päbstliche Sentenz durch ganz Deutschland verbreitete, und Feuer und Verheerung über alles, was dem Ludwig getreu blieb, ausschüttete. Auch der König Johann von Böhmen, der getreueste Bundsgenoß, hat gegen vortheilhafte Bedingnisse, die ihm von österreichischer Seite bewilligt wurden, den Prinzen

zen Heinrich loszulassen, ohne die geringste Rücksicht auf den Ludwig zu nehmen, als der es lediglich der Großmuth und Rechtschaffenheit seiner ehemaligen Freunde anheimstellen mußte, ob sie auf die Seite seiner Gegner, bey welchen ungleich größere Vortheile zu hoffen waren, heimlich oder öffentlich hinumtreten, oder ob sie uneigennützig, bieder und rechtschaffen ihm anhängen würden, nachdem ihm wider so viele rüstige, neue und unversöhnliche Gegner zu seiner Vertheidigung beynahe nichts übrig war, als die Bereitwilligkeit seiner wenigen und erarmten Beinen, für ihn zu fechten, und der Eifer einiger Gelehrten, die sich damals freywillig hervorgethan haben, die Gerechtigkeit seiner Sache mit der Feder zu schützen; aber schon auch die Nothwendigkeit, mit Gedanken, welche auf das Verderben anderer zielen, in die Länge auszuhalten, war nicht für den Ludwig, da er immer gewohnt war, an seinen ärgsten Widersachern die Menschen zu betrachten, und der Menschen zu schonen. Sein

Verhalten bey Burgau ist von so seltsamer Art, als kaum ein ähnliches Beyspiel in irgend einer Kriegsgeschichte zu finden ist.

Leopold von Österreich hatte sich für die Befreyung seines Bruders Friedrich lange eine ausserordentliche Mühe gegeben, und da Friedseligkeiten nichts halfen, es zu einem Versuche gütlicher Unterhandlungen gebracht. Durch die Vermittlung des Grafen Bertholds von Henneberg, und des Dietrichs Pillichstorfer, Marschalls von Österreich, welche im Monat März 1324 nach Trausniz abgeschickt wurden, kam ein Vergleich zu Stand, worin Friedrich, gegen die einzige Bedingniß, daß er auf freyen Fuß gestellt werden sollte, auf die deutsche Krone Verzicht gethan, und in dieser Hinsicht versprochen hat, daß er die Auslieferung der Wahlurkunden, nebst den Reichskleinodien, dann die Auspflichtung derjenigen Stände und Städte, welche bisher seine Partey hielten, besorgen wollte. Die Vollziehung dieser Bedingnisse hing von Friedrichs Bruder,

dem Herzog Leopold, ab, und die Reichskleinodien, welche nach München gebracht wurden, lieferte derselbe wirklich aus; da aber Ludwig auch den zweyten Punkt vollzogen wissen wollte, weigerte er sich dessen, und sogleich verdoppelte er seine Feindseligkeiten mit einer unbeschreiblichen Heftigkeit. Pabst Johann XXII ertheilte ihm die Erlaubniß, zur Fortsetzung des Krieges die Zehnten von geistlichen Gütern zu erheben, und auch jener Entwurf, den König von Frankreich zum Kaiser, den Leopold zur Würde eines deutschen Statthalters zu erheben, wurde jetzt mit einer Thätigkeit, wodurch wenigst neue Verwirrungen und Gegenparteyen erweckt werden könnten, betrieben.

Der schlimmste Ort, von welchem aus Ludwig, und dessen Freunde am meisten Schaden litten, war das dem Leopold angehörige Schloß und Städtchen Burgau. Hier hatte sich, nebst den unversöhnlichsten Feinden Ludwigs, alles Gesindel, das Raub und Beut machen wollte, ver-

sam-

sammelt, und weit umher in Baiern und Schwaben durch plötzliche Streifereyen und Ausfälle alles verheeret und unsicher gemacht. Ludwig wurde aufgefordert, dem Unfug, welcher stündlich unerträglicher wurde, zu steuren, und erschien auch unverzüglich zu Wörth an der Donau, wo die Bürger von Augsburg, nebst den Truppen vieler schwäbischen Reichsstädte und Edelleute sich einfanden. Sie waren mit eignen Ausrüstungen, und auf eigne Kosten gekommen, und baten um nichts, als daß Ludwig wider das Nest, das bald zerstört seyn würde, sie anführen möchte. Sie hatten dies eben so zuversichtlich als inständig gewünscht, da es schon spät am Herbst d. J. 1324, und mithin das Übernachten unter freyem Himmel in die Länge beschwerlich war. Gleichwie dies Heer mit allem nöthigen Kriegsvorrath aufs Beste bewaffnet war, so bereitete es sich zum Anlauf, sobald es das Städtchen ansichtig wurde, worin man sich dieses Besuches nicht versehen hatte, und alles in die größte Bestürzung gerieth,

aber

aber die Bestürzung und Verlegenheit des Ludwigs, als er die Anstalten und die feurige Begierde seines Heeres erblickte, war in ihrer Art noch größer, so, daß er seine eignen Leute, wie sie schon an das Schwert griffen, zurück hielt. Es ging ihm durchs Herz, sagte er, daß nun in wenigen Augenblicken so viele Leute nieder gemacht, und so viele Wittwen und Waisen untröstlich werden sollten, und indem er seine Hoffnung, daß sich die eingeschlossenen Einwohner wohl selbst ergeben würden, äusserte, befahl er dem Heere, sich ruhig zu lagern. So waren sie eine geraume Zeit ganz unthätig gelegen, als die Einwohner von Burgau, die sich nunmehr einbildeten, es geschehe aus Zaghaftigkeit, eines Tages ihren Vortheil ersahen, plötzlich ausfielen, eine Menge Pferde tödteten, und mit dem Raub von einigen Hunderten in die Stadt zurück jagten; aber auch itzt war Ludwig nicht zu bewegen, die Belagerung vor sich gehen zu lassen, weil er, wie er immer wiederholte, des Menschenblutes

geschont

geschont wissen wollte. Die Hauptleute fielen nunmehr auf den gutmüthigen Einfall, hart an die feindlichen Thürme eine Menge Holz führen zu lassen, welches man, nach ihren Absichten, nur anzünden dörfte, um einige Gebäude des Städtchens in Feuer zu setzen, und die Einwohner zum Abzuge zu nöthigen. Die abschlägige Antwort, auf welcher Ludwig auch jetzt beharrte, erschöpfte endlich ihre Geduld; sie baten, da schon Weihnachten heran rückte, um ihre Entlassung, baten auch wohl größtentheils nicht darum, und entfernten sich, und ließen dem Ludwig die häufigen Merkmale ihrer Bestürzung, und ihn selbst in der größten Gefahr zurück, dem Leopold, der auf die erste Nachricht ihres Abzuges mit starken Märschen herbey eilte, in die Hände zu fallen.

So nachtheilig, und in vieler Rücksicht eben nicht rühmlich dieser Ausgang war: so war doch Ludwig nichts weniger gesinnt, als ihn durch eine frische Unternehmung zu vergüten; er entschloß sich itzt vielmehr, nach Trausniz zu reisen, und

endlich ein Vorhaben, das er im Herzen lange gefaßt, und wodurch er alles mit einem Male beyzulegen gehofft hatte, zu vollenden. Seine unvermuthete Ankunft daselbst verbreitete über alle Anwesende, und zumal über Friedrich einen unbeschreiblichen Kummer. Friedrichs hoch fliegenden Geist, für kühne und mächtige Arbeiten gerüstet, ertrug den Zustand eines geschäftlosen Lebens lange mit einer peinlichen Ungeduld. Er unterlag beynahe der Einförmigkeit einer höchst traurigen Ruhe, und verlor unter tausend ängstlichen Vorstellungen seines ungewissen Schicksals zusehends sein heroisches und munteres Wesen, so, daß er den Bart und die Haupthaare wachsen ließ, und, um dieser nagenden Sorgen zu vergessen, sich den Zeitvertreib machte, hölzerne Pfeile zu schnitzen. Er mochte nichts weniger, als den Vortrag, den man ihm machen würde, erwartet haben, und gerieth in eine Art von Verwirrung, als Ludwig mit einigen Gefährten in sein Behältniß trat, und faßte sich lange vor

Verwunderung nicht, als derselbe ihm seinen edelmüthigen Antrag that, daß er von nun an alle kaiserliche Vorrechte und Würden mit ihm theilen, und alle Schicksale mit ihm gemeinschaftlich tragen wollte. Er folgte auch noch halb verlegen, als Ludwig ihn, mit aller ihm eigenthümlichen Huld und Redlichkeit bey der Hand ergriffen, und mit sich unter tausend Glückwünschen seiner getreuen Unterthanen nach München geführet hat. Hier wurde der Vertrag 1325 den 5ten September geschlossen, und mit einer Urkunde bestättigt.

Die fernern Handlungen dieser beeden Fürsten sind eben so viele Denkmäler deutscher Worthaltung und Großmuth, so, daß schon gleichzeitige Schriftsteller, welche sonst wenig bewundern, nicht umhin konnten, dieselben mit einer besondern Theilnehmung anzumerken, und sich darüber zu freuen. Unter andern Punkten des Vertrages war auch dieser, daß Friedrich auf dem Fall, daß nichts zu Stand kommen würde, sich dem Lud-

wig wieder stellen, und seine Freyheit neuerdings verloren haben sollte. Es war aber ihr beyderseitiger Vertrag ein bloser Privatschluß, und zu seiner förmlichen Gültigkeit wurde eine feyerliche Begnehmigung der Kur- und Reichsfürsten erfordert. Diese weigerten sich aber durchaus, dem Münchnervergleich auf irgend eine Art beyzutreten, und da noch andere Entwürfe und Vergleiche, welche Ludwig und Friedrich unter sich festgesetzt, und vermög denen sie die Verwaltung des deutschen und italienischen Reichs unter sich getheilt hatten, zum Vorschein kamen, erklärten sie sich ein für allemal, daß sie ihre Einwilligung zu keiner Abänderung geben, und stets allein an den Ludwig sich halten würden. Auch Leopold verabscheute für sich alle Vergleiche, und griff neuerdings zu den Waffen, und der Pabst Johann XXII vernichtete sogleich den ersten Vertrag, ehe er noch dessen Inhalt wußte, und verhängte über den Ludwig neuerdings den Kirchenbann, mit dem wiederholten Verbot an alle Gläubige, ihn künftig

keinen König zu nennen. Friedrich war damals zu Wien, und ruhte in den Armen der Seinigen, die sein abgehärmtes Wesen mit Thränen in den Augen betrachteten, und in die Wette eiferten, ihm gütlich zu thun. Er hätte, gemäß der damaligen Gewohnheit, seinen Vergleich mit Ludwig, so bald er nur gewollt hätte, von dem Pabst als ungültig erklären lassen, und den Krieg von vorne anfangen können. Er dachte aber edelmüthiger, und nachdem er sich erst alle erdenkliche, wiewohl vergebliche Mühe gegeben hatte, seinen Bruder Leopold, und sogar den Pabst zum Beytritte in seine Vergleiche zu bewegen, entriß er sich seiner flehenden und erstaunten Familie, und kehrte nach München, und, wenn Ludwig es fordern würde, zum Gefängniß zurück. Ludwig aber setzte ihn an seinen Tisch, legte ihn in sein Bett, und theilte alle Freuden und allen Kummer mit ihm. Und bald darauf erwiederte er ihm sein Zutrauen auf eine, wo möglich, noch großmüthigere Art. Er hatte, wie weiterhin vorkommen

wird, seinen ältesten Sohn Ludwig mit der erledigten Mark und Kur Brandenburg belehnet, und so eben die Nachricht, daß derselbe sehr geängstiget werde, erhalten. Es war zu hoffen, daß seine persönliche Ankunft zu Brandenburg den Aufruhr ersticken, es war aber auch mehr als wahrscheinlich, daß indeß Leopold in Baiern einfallen, und eine allgemeine Verheerung vornehmen würde. In dieser grausamen Verlegenheit trug er dem Friedrich für die Zeit seiner Abwesenheit die Verwaltung von Baiern auf, und dieser versprach ihm, das Land wider alle Anfälle zu schützen, und er hielt, was er versprochen hatte. Als nachher, da alle Versuche, vom Reich die Einwilligung zu einer gemeinschaftlichen Regierung zu erhalten, mißlungen waren, Friedrich, in Rücksicht auf die Wahl vor Frankfurt, ein und andere (wiewohl freylich unbeträchtliche) Handlung als deutscher König einseitig vornahm, lermte Ludwig nicht, und nur bey seiner vorhabenden Reise nach Italien, und gänzlichen Ent-

fernung

fernung von Deutschland im Jahre 1327, wo er im Monat Jenner mit Friedrich noch eine Unterredung zu Inspruck hielt, erklärte er sich, daß er, gemäß der unabänderlichen Gesinnung der Reichsstände, bemüßigt sey, in Zukunft das Reich allein zu verwalten, und Friedrich, den diese Erklärung anfänglich erschüttert hatte, ließ sich endlich befriedigen, in seinen Erblanden den Titel eines Königs beybehalten zu können. Und nunmehr (denn auch der unversöhnlichste Gegner, Leopold, war im Monat Februar 1326 mit Tod abgegangen) war endlich das Schwerste beygelegt, und, wie Ludwig von Trient aus an mehrere Fürsten schrieb, Ruhe und Friede in Deutschland geworden.

Ludwigs Reise nach Italien gehört unter die ersten und merkwürdigsten Auftritte seines Lebens. Er war zu dieser Reise selbst von den kaiserlichgesinnten Italienern mehr als einmal aufgefordert, auch mit großen Versprechungen, daß sie ihn mit Geld und anderer Nothdurft unter-

stützen würden, dazu aufgemuntert worden, und die Zerrüttungen, die sich in ihren Staaten täglich häuften, schienen eine solche Reise nothwendig, und sie einem thätigen Kaiser zur Pflicht zu machen. Ludwig hatte den Entschluß, dahin zu gehen, lange gefaßt, und bestund auch darauf, ungeachtet die deutschen Fürsten, denen er auf einem Reichstage zu Speyer 1326 sein Vorhaben eröffnete, sich nicht geneigt zeigten, an demselben auch nur den geringsten Antheil zu nehmen, indem sie mit einem allgemeinen Abscheu wider diese Züge eingenommen waren, die sie große Summen kosteten, und am Ende fruchtlos, und ohne beträchtlichen Nutzen für das Reich abliefen. Ausserdem, daß alle Hoffnung verloren zu seyn schien, die widrigen Parteyen vereinigen zu können, man wollte dann, was damals unmöglich war, auf lange Zeit eine stehende Armee in Italien unterhalten: so waren auch sogar diejenigen, die sich so inständig um den Beystand des Kaisers wider ihre Feinde bewarben, nichts weniger, als

standhafte Leute, und der Wankelmuth, und die Unsicherheit in Italien überhaupt war so groß und allgemein, daß der Pabst Johann XXII sogar seiner Stadt Rom sie als einen schändlichen Flecken vorgeworfen, und damit seine Entfernung entschuldigt hat. Indeß stund einem Fürsten, der Geld hatte, auch in Deutschland, stets eine Armee zu Gebot, und so wie Ludwig gleich bey seiner Ankunft in Italien von den Gibellinen aufgenommen wurde, schien es, als ob es ihm nie daran fehlen sollte. Er war mit dem vollkommensten Vertrauen auf ihre Versprechungen mit einem sehr mäßigen Gefolge nach Trient gekommen, wo die vornehmsten italienischen Edelleute, und die Abgesandte der Stände bereits seiner Ankunft erwarteten, und ihn mit der ersinnlichsten Ehrfurcht empfingen. Sie zahlten ihm bald nachher einiges Geld aus, und auf die Nachricht davon zogen sogleich eine Menge Deutsche heran, die er in den Sold nahm, und eine ziemliche Armee auf die Beine brachte. Nichts konnte

prächtigers seyn, als sein Einzug zu Mailand, und seine Krönung, welche daselbst den 31sten May, wo eben das Pfingstfest einfiel, von dreyen Bischöfen vorgenommen, und wobey er, dem alten Herkommen nach, mit einer eisernen, seine jetzige Gemahlinn hingegen, Margaretha von Holland, mit einer goldenen Krone gekrönt worden ist. Eine kurze Zeit ging alles gut, und nach Wunsch. Ludwig machte verschiedene Einrichtungen, und begünstigte vor allen den Galenzius Visconti, von dem er glaubte, daß er nichts weiter verlange, als sein Statthalter zu seyn, dergleichen in den italienischen Städten, welche ehedem von eignen Magistratspersonen regiert, aber häufig abtrünnig befunden wurden, seit einiger Zeit aufgestellt worden waren. Dieser Visconti hatte, wie oben vorkam, verschiedene Städte unter seine weitere Aufsicht gezogen, und das nämliche hatte der Statthalter Castruccius in Toscana gethan. Sie schienen dadurch, daß sie mehrere zerstreute Städte in einen und ebendenselben

Kreis

Kreis vereinigten, und die Rückfälle weniger möglich machten, das kaiserliche Ansehen nur desto dauerhafter versichern zu wollen, indeß sie dabey die stille Absicht nährten, sich selbst, wenn sie sich zu eignen Herren aufwerfen würden, mit desto mehrerm Nachdruck vertheidigen zu können. Visconti wurde dieser Absicht von seinen nächsten Anverwandten und andern Mailändern, welche seinen Vorrang bereits gefürchtet oder beneidet haben, beschuldigt, und zu gleicher Zeit wurde eine Verrätherey des jüngsten Bruders des Visconti, vermög welcher Ludwig durch einen Trunk hätte vergiftet werden sollen, entdeckt, so, daß mit der Statthalterschaft nothwendig eine Änderung getroffen werden mußte. Ludwig nahm sie dem Visconti ab, und setzte die Stadt in Freyheit. Dieses war sein erstes Schicksal in Italien, welchem die folgenden ziemlich gleich, und wohl noch nachtheiliger waren. Er setzte seine Reise von Mailand über die apecimischen Gebirge nach Luna und Pisa, in welchen letztern er sich

die Thore mit den Waffen eröffnen mußte, fort, erklärte daselbst den König Robert von Neapel, einen seiner heftigsten Gegner, in die Acht, erhub den Castruccius zum Herzog von Lume, Pistoia und Volterra, und beschleunigte nunmehr seine Reise nach Rom, woselbst nicht nur die Partey der Welfischgesinnten, welche dem Vorfahrer Ludwigs seinen Einzug so sehr erschweret hatte, unterdrückt, sondern im Voraus schon jede mögliche Anstalt zur Verherrlichung seiner Majestät zubereitet worden war. Gleich einige Tage nach seiner Ankunft wurde er den 17ten Jenner 1328 gleichsam auf den Händen des Volks in lauterm Pomp und Jubel nach der Peterskirche getragen, daselbst, nebst seiner Gemahlinn, von zweenen Bischöfen gesalbet, und von vier der vornehmsten Römer gekrönt. Den andern Tag erschien Ludwig, der von nun an den Titel eines römischen Kaisers annahm, auf dem öffentlichen Platz vor der Peterskirche im kaiserlichen Schmuck und Anzug, um daselbst über den Pabst Johann den XXII

ein Urtheil zu fällen, das ihm nachher so viele Verdrüßlichkeiten, so viele persönliche Vorwürfe zugezogen, und worüber ihn, soviel er auch darüber Nachsicht und Entschuldigung verdient, kaum ein und der andere entschuldigt, und mancher, weil er lästern wollte, gelästert hat. Ludwigs Fehler war nicht, von aufbrausenden Übereilungen hingerissen, wohl aber von irrgeführten Überlegungen hintergangen zu werden, indem er seinem Glück, und den Menschen, auf die er einmal sein Vertrauen gesetzt hatte, immer mehr zutraute, als sie zu leisten Willens, oder in ihrer Lage zu leisten im Stande waren. So kühn und standhaft er auch auf seinen Entschlüssen, wenn er sich von der Güte und Rechtmäßigkeit einmal überzeugt zu seyn glaubte, beharrt ist: so behutsam und gleichsam schüchtern, zumal, wo es auf fremde Rechte und Befugnisse ankam, ging er zu Werk, wie sich dann eben in der Zuversicht die Lichter der damaligen Gelehrsamkeit von allen Orten her zu ihm begeben, sich an ihn angeschlossen,

schlossen, und bey ihm, wie weiter unten gesagt werden soll, den großmüthigsten Schutz und reichliche Verpflegung gefunden haben. Er that im gegenwärtigen Falle alles auf öffentliche Aufforderung, und am hellen Tage vor den Augen der Welt. Die Klage wider den Pabst Johann XXII wurde von den vornehmsten Ständen Roms und Italiens geführt, oder unterstützt, von berühmten Rechtsgelehrten untersucht, und zu dem Urtheile, das nachmals gefällt wurde, eingeleitet, in Gegenwart des römischen Volks und der Geistlichkeit kund gethan, und von einer großen Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten, Bischöfe, Äbte, Herzogen, Grafen, Baronen und Adelichen feyerlich unterzeichnet. Daß Pabst Johann in seinen Anmaßungen zu weit gegangen, und anbey seine Heftigkeit und seine Bemühungen, den Ludwig niederzudrücken, zu weit getrieben, war nicht zu läugnen; er hatte diese Heftigkeit nie mehr, als itzt, an Tag gelegt, und durch eine wiederholte Bulle vom 3ten April des J. 1327,

den Ludwig nicht nur als einen Ketzer neuerdings verdammt, sondern ihn auch selbst des Herzogthums Baiern, und aller weltlichen und geistlichen Lehen verlüstig erklärt. Ludwig sah die Freyheit der deutschen Krone den Absichten und Einflüssen des französischen Hofes Preis gegeben, sah anbey die ganze Kette der Verdrüßlichkeiten, und kein Ende derselben, blickte auf die alten Denkmäler der Macht ehemaliger Kaiser, und, indem er den Geist derselben in sich fühlte, handelte er darnach, erklärte den Pabst Johann XXII der päbstlichen Würde entsetzt, und half an dessen Stelle dem Peter Rainaluni von Corvara, einem Minoriten, der den Namen Nikolaus V annahm, auf den päbstlichen Thron. Es war allerdings ein gefährliches und gewagtes Unternehmen, und Ludwig, als ob er die kurze Dauer desselben voraus geahndet hätte, benutzte die kleine Zwischenzeit zu rühmlichen Handlungen, um das Andenken derselben wenigstens bey seinen Unterthanen ehrwürdig zu erhalten. Er ließ sich vom Nikolaus

laus V eine Bulle, deren Original im bürgerlichen Archiv zu München noch vorhanden ist, ausfertigen, und darin verordnen, daß künftig nie wieder über die ganze Stadt die Exkommunikation verhängt, und daß sie bey Niemand länger, als drey Täge anhalten, daß ferner, zur Aufhebung täglicher und unzählicher Unruhen, die Rechtshändel, welche der Dechant bey St. Peter zu München, als weltlich erkennen würde, für das weltliche Gericht gebracht, und endlich, daß der harte Gebrauch, ganz unbemittelte und überschuldete Leute unbeerdigt zu lassen, aufgehoben, und solche Personen durch die Kirchenmittel begraben werden sollen.

Gleichwie der Kaiser auch den Römern verschiedene angenehme Verordnungen gemacht, und veranlaßt hat; so wurde er von denselben angebethet, in so weit nämlich Leute, bey denen man alles mit Geld, und ohne Geld nichts ist, des Gefühls wahrer Hochachtung und Dankbarkeit fähig sind. Da aber derselbe nicht nur seine zahlreichen

reichen Truppen, sondern auch den neuen Pabst zu unterhalten hatte, so war sein Vorrath in Bälde erschöpft, und er gerieth mitten in einem fremden Lande (denn fremd wurden ihm itzt sogleich Rom und Italien wieder) in die grausamste Verlegenheit. Er war nicht nur ausser Stand, den Truppen längers ihren Sold zu geben, sondern war bereits zu unbemittelt, sie auf eine gute Art, wobey sie Niemand beschwerlich fallen müßten, zu verabschieden. Die Nachricht von seinen Umständen verbreitete sich sogleich durch ganz Italien, und nun befand der König Robert von Neapel für gut, der Stadt Rom alle Zufuhr an Lebensmittel abzuschneiden, worauf in kurzer Zeit eine Hungersnoth, im gleichen Grad mit dem Geldmangel, entstund. Nun nahm auch Castruccius seinen Abschied, und zugleich zogen die deutschen Völker haufenweis in ihre Heymat, und weil sie weder Geld, noch Proviant hatten, verschafften sie sich beydes, wo sie durchzogen, durch gewaltthätige Erpressungen selbst, welches

alles dem Kaiser zur Last gelegt, und die Achtung für ihn allenthalben gemindert ward. Nirgends aber geschah dies eher und gröber, als bey den Römern, welche über die Beytreibung einer Steuer, deren Forderung die bitterste Noth auspreßte, vollends wie unsinnig wurden, und bey dem Abzuge, welchen der Kaiser den 4ten Aug. 1328. in Gesellschaft des Nikolaus V nahm, sich nicht enthalten konnten, ihre pöbelhafte, niedrige Gemüthsart auf die ungezogenste, aber in gleichen Fällen vorhin gewöhnliche Weise zu äussern. Von Rom zog derselbe nach Pisa, wo er den Nikolaus V zurück ließ, und dann nach Pavia, und, wo er hinzog, kamen ihm traurige Nachrichten von den Gährungen der italienischen Städte, und den noch weit betrübtern Aussichten in Deutschland entgegen. Er las die Geschichte der Verrätherеyen, welche in Italien nach seiner Entfernung zum Ausbruche kommen würden, bereits auf allen Gesichtern der Italiener; und was ihn am meisten kränken mußte: so hatte er das Miß-

vergnügen, zu entdecken, wie sein nächster Vetter, der Herzog und Pfalzgraf Ruprecht (ein Sohn seines verstorbenen Bruders Rudolph) der sich unter seinem Gefolge befand, in der Stille seinen Gegnern die Hände bot. Ludwig nahm die Sache, wodurch ihm noch unter allen die bittersten Stunden hätten verursacht werden können, so sehr, als sie es verdiente, zu Herzen, und kam ihrer völligen Reife durch eine verfängliche und eine solche Handlung, welche eben der Prinz Ruprecht am wenigsten erwartet haben mochte, zuvor. Rudolph hatte bey seinem Hintritte 1319 drey Söhne, Adolph, Rudolph und Ruprecht, hinterlassen, welche aber, gemäß vorher gegangener Verträge, damals noch, und so lange der Krieg mit Österreich dauern würde, keinen Anspruch auf den wirklichen Besitz ihrer Stammländer zu machen hatten. Sie lebten unter der Aufsicht ihrer Mutter, der Prinzessinn Mechtilde, welche, statt daß sie zur Bewirkung einer dauerhaften Eintracht in dem Pfalzbaierischen Gesamt-

haus hätte beytragen sollen, sich alsobald und öffentlich wider Ludwig für Österreich erklärt, Truppen wider ihn abgeschickt, und alles, was nur in ihren Kräften stund, hervorgesucht hat, um ihre feindseligen Gesinnungen mit allem Nachdrucke zu bekräftigen, wie sie dann auch den Besitz der Rheinpfalz dem Ludwig zwar überhaupt nicht entrissen, aber ziemlich erschwert hat. Sie starb, vermuthlich im Jahre 1323, und vier Jahre nachher ging auch der älteste Prinz Adolph, mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes, Ruprecht II oder des jüngern, mit Tod ab. Rudolph und Ruprecht folgten dem Ludwig nach Italien, wie sie dann allen seinen Handlungen beygewohnt, und sich als Zeugen unterzeichnet haben. Da damals der Krieg mit Österreich, wenigst in so weit, als vom Friedrich dem Schönen, und dessen Bruder Leopold nichts mehr zu fürchten war, geendet zu seyn schien: so schien auch jener Vertrag, welchen der Kaiser mit seinem Bruder Rudolph 1317 eingegangen, und worin ihm die-

ser währendem Krieg mit Österreich den Besitz sämtlicher Länder zugesagt hatte, in diesem Punkt erloschen zu seyn. Das Stillschweigen Ludwigs hierüber mag eine Mitursache gewesen seyn, wodurch der Prinz Ruprecht aus geheimen Mißvergnügen verleitet worden, sich wider denselben in feindselige Unterhandlungen einzulassen. Ludwig ließ beede Prinzen vor sich kommen, und nachdem er ihnen seine aufrichtigsten Gesinnungen, und seine heißen Wünsche, daß nie wieder ein Mißverständniß in ihr Gesamthaus sich einschleichen möchte, an das Herz gelegt, setzte er sie in eine freudige Bestürzung, indem er ihnen seinen Entschluß eröffnete, daß er sogleich, noch an Ort und Stelle den thätigsten Grund dazu legen, und eine Nutztheilung der Gesamtländer vornehmen wollte. Diese Nutztheilung, welche zu Pavia den 4ten August 1329 vor sich gegangen, und seitdem ein unabänderlicher Hausgrundsatz des Gesamthauses Pfalzbaiern geblieben ist, geschah einer Seits zwischen den Kaiser Ludwig, und dessen

zween ältesten Prinzen, dem Ludwig, genannt von Brandenburg, und Stephan, und anderer Seits zwischen den beeden Brüdern Rudolph und Ruprecht für sich, und für den Herzog Ruprecht, den jüngern, den Sohn des verstorbenen Adolphs. Jenen wurde Oberbaiern und etwas vom baierischen Nordgau, diesen wurde die Rheinpfalz nebst dem ganzen Nordgau, welches itzt den Name der Oberpfalz erhalten hat, zugetheilt, und die Grundsätze des Vertrags, auf welchem die zeitige Theilung beruht, wurden für alle mögliche Fälle, und für ewige Zeiten festgesetzt, und von den Kurfürsten bestättiget. Vermög denselben soll Baiern und Pfalz ein ewig unzertrennliches Gesamt-Stamm- und Fideicommiß-Haus verbleiben, jede Veräusserung von Ländern soll ausser dem Hause verboten und ungültig, das wechselseitige Erbrecht soll für den nächsten Agnaten festgesetzt, Prinzessinnen sollen, so lange ein Mannsstamm vorhanden, von aller Erbschaft an Land und Leuten ausgeschlossen, und alle neue Erwerbungen sollen nach

dem Hintritte des Erwerbers, die Natur solcher Theile, welche vom Stammhause unzertrennlich sind, annehmen. Auch haben die pfalzbaierischen Prinzen, ungeachtet diese und die nachherigen Nutztheilungen eine höchst schädliche Quelle zu Familienunruhen geworden sind, seitdem immer gleiche Wappen und Titel, und in allen ihren nachherigen Hausverträgen ohne Ausnahm sich auf die nämlichen Grundsätze bezogen, und dieselben neuerdings festgesetzt.

Statt daß der Kaiser, als er zu Anfang des Jahrs 1330 nach Deutschland zurück kam, eine allgemeine Aufnahm hätte erhalten sollen: traf er vielmehr einen großen Theil in einem sehr zweydeutigen Zustand für sich an, so, daß itzt der Tod seines großmüthigen Gegners, Friedrichs des Schönen, welcher den 13ten Jenner 1330 erfolgt war, unter die Nachrichten, über welche sich zu betrüben er wahrhaft Ursache hatte, gehört hat. Der Pabst Johann empfing ihn damit, daß er alle vorigen Exkommunikationen und Bannflüche,

 welche

welche er wider ihn, und wider alle seine Freunde erlassen hatte, nachdrücklichst erneuerte, und seine so oft wiederholten Bullen und Interdikte, wenn man ihrer gleich beynahe gewohnt wurde, blieben nicht gar ohne alle Wirkung. Die Feyerlichkeiten, mit welchen sie kund gethan, und die noch feyerlichern Erscheinungen und stummen Gepränge, welche hie und da in Ausübung gebracht wurden, machten, zumal auf das gemeine Volk, in mancher Gegend keinen geringen Eindruck, und der Wankelmuth war nicht immer ferne geblieben. Das Meisterstück des Pabstes Johann XXII war, daß er die noch übrigen Brüder, Friedrichs des Schönen, nämlich die Herzoge Albert und Otto auf seine Seite zu ziehen wußte. Diese Prinzen, welche vom Kaiser Ludwig nicht die geringste Aufforderung zu irgend einer Feindseligkeit vorgeben konnten, ließen sich vom Pabst Johann XXII durch ein Versprechen von 50,000 Goldgulden, nebst der Versicherung, daß künftig ohne ihre Einwilligung in ganz Oberdeutschland

kein Bischof gesetzt werden sollte, zu einem neuen Krieg wider den Kaiser aufmuntern, und brachten in Schwaben und Elsaß eine Armee von zwanzigtausend Mann, und vierzehn hundert Reitern zu Stand, welcher Macht zu widerstehen, die Kräfte des erarmten Kaisers lange nicht hinreichten. In Italien begann gleichfalls die größte Unordnung, und gleichsam ein allgemeiner Aufruhr, und damit gar nichts stehen blieb, was fallen konnte: so hatte Peter Rainaluni, oder Nikolaus V, nachdem er einige Zeit ohne Hilfe und Ansehen herumgeirret war, sich freywillig seiner Würde begeben, und sich mit allen erdenklichen Ausdrücken von Reue und Zerknirschung dem Pabst Johann XXII vor die Füße geworfen.

Das wichtigste für den Kaiser war jetzt die Aussöhnung mit den österreichischen Prinzen, welche auch durch die Vermittlung des Königs Johann von Böhmen zu Stand kam. Der Kaiser belehrte sie mit den Reichsstädten Villingen, Breisach, Rheinfelden, und Neuburg am Rhein, er

beståttigte ihnen ihre Besitzungen, welche sie vor seiner Erhebung zum Thron eigen oder pfandweis innen gehabt, und, indem er ihnen überhaupt mehr zusagte, als sie von seinen Gegnern hätten erhalten können, gewann er sich ihre Freundschaft in einem solchen Grad, daß sie sich sogar in ein Bündniß wechselseitiger Hilfe einließen. Hierauf schickte er den König Johann von Böhmen nach Italien ab, um daselbst die Ordnung wieder her-stellen zu lassen, und dachte nun im Ernste dar-auf, wie er auch den Pabst Johann XXII gewin-nen, und seiner verdrüßlichen Lage einmal ein Ende machen möchte. Es lag ihm dies um so mehr am Herzen, als ihn die letzte Erfahrung gelehrt hatte, welchen Werth der päbstliche Hof auf seine Unterdrückung setze, und wie inständig derselbe daran arbeite. Noch wichtiger wurde ihm aber diese Aussöhnung durch die Ahndung eines neuen Ungewitters gemacht, welches fürch-terlicher als alle bisherigen, bereits sich in der Ferne mit stillen Tücken zusammen zog.

Lud-

Ludwigs treuester, mächtigster und ergiebigster Freund war bisher noch immer der König Johann von Böhmen gewesen. Johann stammte von Luxenburg, und wurde erst im Jhare 1309 auf einem Reichstag zu Speyer von seinem Vater, Kaiser Heinrich VII, zum König von Böhmen, welches damals dem Reich heimfiel, erhoben. Es war aber damals mit dem blosen Ausspruch des Kaisers noch nicht alles gethan. Das Königreich Böhmen wurde von Herzog Heinrich von Kärnthen behauptet, und dieser mußte erst zum Abzuge genöthigt werden. Herzog Rudolph von Baiern, Bruder des Kaisers Ludwig, wurde von Kaiser Heinrich VII beordert, die Belehnung Johanns zu vollziehen, und er brachte, indem er mit einer wohlgerüsteten Armee dahin rückte, alles bald und glücklich, und ohne Blut vergießen zu Stand. Seit dieser Zeit hat sich der König Johann als den ersten und besten Freund des Hauses Baiern gezeigt, und sich zumal, wenn es wider die Österreicher ging, mit einer schnellen und

ganz besondern Thätigkeit ausgezeichnet. Wer indeß geglaubt haben würde, daß es ihm um die Verherrlichung Baierns, und um die Aufrechthaltung baierischer Rechte und Befugnisse zu thun sey, hätte sich sehr betrogen. Ihm lag vielmehr nur die Vergrößerung seines eignen Hauses, und der Gedanke am Herzen, wie er die österreichische Macht wenigst in eine Art von Gleichgewicht versenken, und wie er die kaiserliche Würde Ludwigs, wenn Reichslehen eröffnet würden, am besten benutzen könnte. Er hatte sich auch, während er den eifrigsten Anhänger des Ludwigs vorstellte, nicht enthalten können, seine wahren Gesinnungen von Zeit zu Zeit zu äussern, hatte, wie oben gesagt worden, den gefangenen Prinzen Heinrich von Österreich, sobald er seinen einseitigen Vortheil sah, ohne alle Anfrage losgelassen, hatte zur Zeit, als jener päbstliche Vorschlag, den König von Frankreich zum Kaiser wählen zu lassen, zum Vorschein kam, einen seiner Söhne, Karl, an den Hof dieses Königs zur Erziehung

geschickt, und hatte sich nun vollends in Italien durch die auffallendsten Schritte enthüllt. Er hätte daselbst die Rechte des Kaisers vertreten, die Gibellinen in Ordnung bringen, und die Welfen, wo sie Unfug trieben, nachdrücklich ihrer Pflichten erinnern sollen. Er richtete aber seine Absichten dahin, wie er sich durch List und Gewalt beeder Theile bemächtigen, und Italien für sich erobern könnte, wo er dann wohl gar die kaiserliche Würde in Anspruch genommen haben möchte. In der zuversichtlichen Hoffnung, daß ihm sein Anschlag nicht mißlingen werde, ließ er sogar seinen fünfzehnjährigen Sohn Karl aus Frankreich zu sich nach Italien kommen. Die Sache war diesmal nicht mehr zweydeutig, und durch die raschen Schritte, wodurch selbst in Italien beyde Parteyen dem neuen Joch enteilten, bestättigt. Selbst der Kaiser hatte sich wider ihn auf einem Reichstage zu Nürnberg beschwert, aber, da Johann augenblicklich in eigner Person sich einstellte, so hat er durch dessen

Vor-

Vorspieglungen, und besonders durch sein Anerbieten, den Mittler beym påbstlichen Hof machen zu wollen, sich bereden lassen, ihn, wo nicht für unschuldig zu halten, doch als einen solchen zu behandeln. Johann hatte sich auch wirklich nach Frankreich aufgemacht, und da man ihm zu Avignon, wo man seine Unternehmungen in Italien nicht so leicht vergaß, kein Gehör geben wollte, nach Paris zum damaligen König Philipp begeben.

Der Kaiser, dem die Versöhnung des Pabstes, von dessen gänzlich widriger Gesinnung er die schlimmsten Folgen zu fürchten anfing, jede Stunde erwünschter wurde, suchte nunmehr inständig, selbe durch Gesandtschaften zu erwirken. Zween Versuche, von welchen den ersten der Graf Gottfried von Leiningen 1330 im Name des Königs von Böhmen, des Bischofs Balduin von Trier, und des Herzogs Otto von Österreich, den zweyten aber 1331 der kaiserliche Kanzler Ulrich Hangenwohr, und Mumbach, ein Domherr von Eichstädt,

städt, übernommen hatten, waren fruchtlos abgelaufen, ungeachtet sich der Kaiser nicht geweigert hatte, sich iene Bedingnisse, welche die vermittelnden Fürsten bey der ersten Gesandtschaft entworfen hatten, gefallen zu lassen. Diese Bedingnisse waren, daß Ludwig seinem Pabst Nikolaus V, wie auch aller weitern Appellation, entsagen, alles, was er wider den Pabst gesagt oder gethan hätte, widerrufen, sich vollkommen schuldig halten, und der Gnade des Pabstes überlassen sollte. Da diese Anträge demüthigend genug waren, so machte sich der Kaiser noch immer Hoffnung, daß sie auch hinlänglich genug seyn würden, den Pabst Johann XXII zu befriedigen, und sendete in dieser Erwartung 1332 eine neue Gesandtschaft, welche aus einem Grafen von Hals und von Öttingen bestund, nach Avignon; aber auch diese kam, wie die vorige, ohne allem Erfolg zurück. Johann forderte durchaus, der Kaiser sollte seine Würde unbedingt niederlegen; Ludwig aber wollte diesen Punkt als eine blose Ce-

remonie

remonie von Kanzleysprache beobachtet wissen, und der kaiserlichen Würde mit Worten entsagen, um sie sogleich wieder in der That, und ohne alle künftige Kränkung zurück nehmen, oder vielmehr behalten zu können.

Einen nicht unwichtigen Trost mag dem Ludwig bey diesen vielen Kränkungen eine zufällige Entdeckung, wie die Reichsstädte für ihn gesinnt seyen, gewährt haben. Der König Johann von Böhmen schilderte ihm nämlich mit allem Anschein von Freundschaft die vielen Unannehmlichkeiten und Gefahren, in welche ihn die Unversöhnlichkeit des päbstlichen Hofes noch künftig stürzen würde, und schlug ihm hierauf vor, die kaiserliche Würde an Heinrich den ältern von Niederbaiern abzutreten. Er mochte geglaubt haben, daß, wenn Ludwig nur einmal für sich Verzicht gethan hätte, dann der Pabst und der König von Frankreich, welche beede begierigst auf Ludwigs Entschließung warteten, schon ihre Maaßregeln nehmen würden; auch war Heinrich, der

ältere von Niederbaiern, sein Tochtermann, so, daß er sich von ihm bey seinen damaligen Anschlägen ungleich mehr, als vom Ludwig, versprechen konnte. Der Kaiser schien kein Bedenken zu haben, den Vorschlag einzugehen, nur machte ers zu einer wesentlichen Bedingniß, daß sich, ehe es geschehe, der Pabst mit ihm vollkommen aussöhnen, und, bis es geschehen wäre, die Sache geheim bleiben sollte. Da der Papst, der hierin eine listige Absicht zu entdecken glaubte, mit seiner Entschliessung zauderte, wurde, durch das voreilige Betragen des Heinrichs von Niederbaiern, das Geheimniß ruchbar, und von den Reichsfürsten mit großer Verwunderung, und mit der einhelligen Äußerung, daß sie solche Vorschläge niemals anhören würden, aufgenommen, und der Kaiser selbst beruhigte sie sogleich dadurch, daß er sich öffentlich erklärte, solchen Zumuthungen niemals beytreten zu wollen. Ludwigs Feinde faßten über diese unvermuthete Vereitlung ihrer unreifen Plane einen neuen Groll, und Johann von Böhmen ließ sich

seine Drohung, die ihm im Zorn entfuhr, daß er den Kaiser mit Gewalt zur Abdankung zwingen wollte, um so weniger gereuen, als um diese Zeit seine Feindschaft gegen denselben öffentlich und ohne alle Zurückhaltung ausbrach. Die Veranlassung dazu hatte er sich selbst seit geraumer Zeit vorbereitet. Gleichwie nämlich sein Augenmerk auf alle mögliche Fälle, wo irgend eine Eroberung gemacht werden konnte, gerichtet war: so suchte er sogar bey dem Herzog Heinrich von Kärnthen, und Grafen von Tyrol, eben demjenigen, welcher ihm im Königreich Böhmen Platz machen mußte, seinen Vortheil zu ziehen. Der Herzog hatte eine einzige Tochter, Margaretha, mit dem Beyname die Maultasche, welche die vermuthliche Erbin seiner Länder war. Auf diese warf Johann von Böhmen seine Augen, und um sich bey ihrem Vater eine günstige Aufnahme zu verschaffen, zahlte er diesem zu einiger Schadloshaltung für Böhmen eine beträchtliche Summe Geldes, und brachte es dann dahin, daß einer seiner Söhne, Johann

Heinrich, ein achtjähriger Prinz, mit der vermeinten Erbprinzessin verlobt wurde. Zu dem Ende des J. 1334 starb der Herzog, und nun hätte es mit der Erbschaft Ernst werden sollen; allein die österreichischen Prinzen (deren Mutter Elisabet eine Schwester des verstorbenen Herzogs, und Tochter Mainhards, Grafen von Tyrol und ersten Erwerbers des Herzogthums Kärnthen war,) machten ebenfalls gegründete Ansprüche, und Ludwig, dem als Kaiser die Entscheidung oblag, sprach der Prinzessin die Grafschaft Tyrol, und den österreichischen Prinzen das Herzogthum Kärnthen zu. Johann von Böhmen trat nun öffentlich mit seinem ganzen, dem Luxenburgischen Haus, zu Ludwigs Gegnern hinüber.

So wichtig schon an sich selbst diese neue Feindschaft war: so brach sie noch über dieß zur ungelegensten Zeit aus. Der Papst Johann XXII war 1334 gestorben, und ihm folgte Benedikt XII, zwar auch ein Franzos, aber von einer beugsamen und billigen Gemüthsart, der nicht nur ganz ge-

neigt schien, dem Ludwig Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, sondern auch durch eigne Verlegenheiten dazu aufgefodert ward. Der König von Frankreich wollte nämlich die günstige Gelegenheit, aus der Anwesenheit des päbstlichen Hofes in seinem Reiche Vortheile zu ziehen, nicht weiters fruchtlos vorübergehen lassen, und wiederholte sogleich bey dem neuen Papst einige unmäßige Foderungen, welche er bereits an den Vorgänger desselben, wiewohl fruchtlos, gestellt hatte. Er foderte nämlich für seinen Sohn das Königreich Vienne, für sich aber die Reichsstatthalterschaft über Italien; überdieß soll er unter dem Vorwand und Versprechen, daß er einen Kreuzzug unternehmen wolle, den ganzen vom Pabst Johann hinterlassenen Schatz, der sich auf achtzehn Millionen Goldgulden, und sieben Millionen an Geräthschaften belief, gefodert haben. Wenn gleich diese Zumuthungen beynahe abentheuerlich waren: so blieb es doch für einen Pabst, der sich in Frankreich aufhielt, ziemlich bedenklich, dieselben gradezu

zu verwerfen, ohne sich zuvor der Unterstützung einer dritten Macht versichert zu haben. Benedikt XII ließ sich daher nicht nur sehr oft merken, wie inständig er sich die Aussöhnung und Freundschaft des Kaisers wünschte; er that sogar einen Schritt voran, und ließ ihm durch einen Legaten sein Verlangen zu wissen machen. Man kann sich denken, mit welcher Begierde und Freude der Kaiser dieß unverhoffte Anerbieten aufgenommen, und wie er seiner Seits alles gethan habe, um es zur schleunigsten Vollendung ja an nichts erwiedern zu lassen. Sogleich im April des J. 1335 kam eine ansehnliche Gesandtschaft, welche in zweenen Grafen Ludwigen von Öttingen, dann in dreyen Geistlichen, und eben soviel ritterlichen Herren bestund, nach Avignon, wo man sie zwar mit aller Freundlichkeit aufgenommen, aber ihnen die folgenden Punkten des Vertrags, dessen Unterzeichnung der Aussöhnung vorher gehen sollte, übergeben hat. „Ludwig sollte alle jene Eide dem Papst leisten, welche demselben jemals von einem seiner Vorfah-

rer geleistet worden; er sollte alles zernichten und wiederrufen, was von ihm wider den Pabst Johann XXII geredet, oder gethan, und was immer unter des Reichs Titel von ihm unternommen worden wäre; alle Prozesse und Achtserklärungen, welche der Kaiser Heinrich VII wider den König Robert von Sicilien, und dessen Freunde oder Anhänger, ergehen ließ, aufheben, und alle Verurtheilungen, wegen was immer für Verbrechen, Ungehorsam, Meutereyen, und Unbilden selbe veranlaßt worden wären, wiederrufen, und für gänzlich nichtig erklären; ferner alles, was er selbst, oder andere zu Rom gethan, zumal, wenn er etwas von den Gütern des Kirchenstaats sollte weggeschenkt haben, zernichten, auch über- oder in demselben keines Gewalts, noch einiger Würde sich anmaßen; alle Privilegien und Freyheiten mit aller Kraft und Wirkung wiederholen, erneuern, bekräftigen und bestättigen, welche Konstantin, Karl, Heinrich, Otto IV, Friedrich II, und Rudolph, Könige, Fürsten und römische Kaiser, zu

was immer für einer Zeit, unter was immer für Ausdrücken, der römischen Kirche und den Päbsten verliehen haben; er sollte weiter vor dem seiner künftigen Krönung anberaumten Tag nicht in die Stadt Rom kommen; sollte sich, wenn anders kein rechtmäßiges Hinderniß in den Weg käme, denselben Tag noch entfernen, und nach seinem Land ziehen; würde er einigen Punkten dieses Vertrags nicht nachkommen, oder selbe vollends übertreten, so sollte der Papst nach Verlauf gewisser Termine über ihn und seine Helfer verhängen, ja, wenn dieß nichts fruchten würde, sollte demselben frey stehen, nach seinem Gutdünken zu andern Strafen zu schreiten, und ihn der kaiserlichen, königlichen, und jeder andern Würde ungerufen, und ohne fernerm Rechtsgepräng entsetzen können.,, — Und mit einem Wort, dieser Bedingungen waren so viele; sie waren so hart, und demüthigend, und mit einer solchen, bis zur Abgeschmacktheit getriebenen Pünktlichkeit abgefaßt, daß man, wenn die Art, womit die vorhergehenden Kaiser behandelt

worden sind, nicht bekannt wäre, beynahe auf den Verdacht gerathen möchte, sie seyen das Werk des französischen Hofes, wodurch dem Kaiser unerträgliche Dinge zugemuthet, und sohin die Aussöhnung neuerdings gehindert werden sollte, gewesen. Der Pabst empfing die zurückkehrenden kaiserlichen Gesandten mit allen Merkmalen eines aufrichtigen Vergnügens, und konnte seine Freude nicht länger darüber bergen, daß, wie er sich ausdrückte, ein edler Zweig der deutschen Kirche, der sich in der Person des Ludwigs von der Kirche für beleidigt gehalten, und sich von derselben bereits zu trennen angefangen hatte, sich an eben den Baum so gar rühmlich wieder anschließe. Er selbst brachte vieles zu Gunsten Ludwigs vor, und äusserte sich endlich, daß er demselben seine Versöhnung nicht länger verweigern könne. Und schon war der folgende Tag dazu bestimmt, als von den Königen von Frankreich und Neapel eine zahlreiche Gesandtschaft, welche aus Erzbischöfen, Bischöfen und Rittern bestund, herbeygeeilt kam, um im

Name ihrer Herren dem Pabst die Versöhnung zu mißrathen. Die Kardinäle, welche izt mit dem Betragen Ludwigs ziemlich zufrieden waren, trennten sich sogleich wieder in Partheyen, und, als sich der Pabst noch standhaft bezeigte, bekam er zur Antwort, er sollte wohl zusehen, was er thäte, indem er einen solchen Erzketzer solchen Königen, welche die getreuesten Söhne der Kirche wären, vorzöge, alle Ordnung der Dinge verkehrte, und sich dadurch als einen Freund der Ketzer zeigte. Als sie hierauf Benedikt XII mit einigem Eifer fragte, ob denn ihre Herren das römische Reich zu Grunde richten wollten, gaben sie mit vielem Ungestümme zur Antwort, ihre Herren wollten zwar das Reich nicht stürzen, aber sie wollten von der Person des Ludwigs nichts hören, als welchen sie für ihren Feind hielten, und der sich vielmals als einen Feind der Kirche bewiesen hätte. „Wir vielmehr, erwiederte Benedikt XII, haben uns vieles wider ihn zu Schulden kommen lassen. Er würde statt eines Scepters mit einem Stabe in

der Hand seine Reise hieher angetreten, und zu den Füssen unsers Vorfahrers sich geworfen haben, wenn dieser ihn vor sich gelassen, und nicht selbst von sich weggestossen hätte. Wenn Ludwig etwas Strafwürdiges that, so hat ers wahrlich auf Veranlassung gethan.„ Statt aller Antwort befahl der König in Frankreich, über die Güter der Kardinäle in seinem Königreich eine allgemeine Sperrung vorzunehmen. Damit Benedikt XII vollends allen Muth verlieren sollte, kam nun auch der König Johann von Böhmen in voller Entrüstung und mit einer Menge Beschwerden wider den Kaiser angezogen, und indem er von der gegenwärtigen Lage desselben eine sehr verkleinernde Schilderung machte, versprach er dem Pabst, ihn binnen einem Jahr in Person todt, oder lebendig liefern zu wollen. Da hiebey eine seiner Hauptabsichten auf eine gewaltsame Eroberung des Herzogthums Kärnthen gerichtet, und bereits im voraus alles verabredet war: so fing er auch gleich an, seinen Plan in Vollzug zu bringen. Sein Sohn Karl fiel von

Ty-

Tyrol aus den Grafen von Görz, der es mit Österreich hielt, er selbst aber fiel Österreich an, das zu gleicher Zeit von den Ungarn heimgesucht, und hart behandelt ward; und dann begann er, sich einen Weg nach Tyrol mitten durch Baiern zu bahnen. Herzog Heinrich, der ältere von Niederbaiern, als welcher seine Tochter Margaretha zur Gemahlin hatte, begleitete ihn. Der Kaiser, nachdem er sich mit den Österreichern vereinigt hatte, rückte dem Feind entgegen, und bey Landau wurden beyde Heere nur noch durch die Isar getrennt. Es kam aber ausser einigen Streifereyen, welche Ludwig in dem Gebiete des Heinrichs von Niederbaiern vornehmen ließ, zu keinen fernern Thätlichkeiten, und der König von Böhmen fand für gut, sich mit Österreich zu vertragen, und auf Kärnthen Verzicht zu thun.

Ungleich wichtiger, als die Feinde, welche mit Feuer und Schwert anrückten, waren dem Kaiser diejenigen, welche sich niedriger Kunstgriffe bedienten, um ihm die Versöhnung mit dem päbstlichen

lichen Hofe zu erschweren, und die deutschen Völker in einer gefährlichen Verlegenheit zu erhalten. Schon war eine zwote kaiserliche Gesandtschaft, welche der Pfalzgraf Rupert, und der Markgraf Wilhelm von Jülich unternommen hatten, ungeachtet wahrer Demüthigungen, zu denen sich Ludwig herabließ, fruchtlos abgelaufen, und die Bestürzung und Angst des gemeinen Volkes über das lange Anhalten des Interdikts, vermög welchem aller äusserer Gottesdienst, aller Gebrauch der Glocken, die Mittheilung der Sakramente, die Begräbniß auf Freythöfen, und sogar der Wohlstand, sich einander auf den Gassen zu grüssen, untersagt ward, wurde immer sichtbarer und gefährlicher. Auch manche deutsche Fürsten und Bischöfe, welche durch Furcht oder Hoffnung unmittelbar vom päpstlichen Hofe abhiengen, wurden zaghaft und widerspenstig, wie sich dann der Bischof Berthold von Strasburg, welchem Pabst Johann XXII zum Bisthum verholfen hatte, hartnäckig weigerte, dem Kaiser den Eid der Treue zu leisten.

Dieser, an sich selbst unwichtige Vorfall, denn es konnte dem Kaiser eben nicht schwer fallen, seine Rechte wider diesen Bischof mit Gewalt zu erzwingen, war von unendlichen Folgen. Der Bischof Berthold berief sich auf den Ausspruch anderer Bischöfe, und der Kurfürst von Mainz, Heinrich von Virneburg, säumte auch nicht, ihm zu willfahren, und die Bischöfe seines Sprengels 1337 zu Speyer zu versammeln. Der Kaiser, welcher davon Nachricht erhielt, erschien ebenfalls, stellte den Anwesenden sein bisheriges Betragen vor, und gab ihnen zu verstehen, was er erwartete, daß sie thun sollten. Ungeachtet sie sich nun eben dessen nicht weigerten: so wünschten sie doch auch inständig, die Sache mit der Zufriedenheit aller Theile beylegen zu können; und sie machten sich dazu alle Hoffnung, indem sie sich zu dem Entschluß vereinigten, in ihrem Namen eine Gesandtschaft nach Avignon zu schicken, und den Pabst um die Aussöhnung zu ersuchen. Der Bischof Ulrich von Chur, und der Graf Gerlach von Nassau er-

hiel-

hielten den Auftrag, dem Pabst alles zu sagen, und zu versprechen, was ihm Muth machen konnte, in ihr Verlangen zu willigen, und den Kaiser, die Reichsfürsten, und ganz Deutschland zu beruhigen; allein je wahrscheinlicher es wurde, daß Benedikt XII endlich nachgeben würde und müßte: desto zudringlichere Maasregeln wurden französischer Seits genommen, den furchtsamen Pabst zaghaft, und vollends unthätig zu machen. Als die Gesandtschaft vor ihm auftrat, war er von französischen Herrn, und französisch gesinnten Kardinälen dergestalt umgeben und beobachtet, daß er nicht einmal den Muth hatte, den Abgeordneten eine Vertröstung zu ertheilen. Er gab ihnen indeß durch Gebehrden und Blicke seine äußerste Verlegenheit zu verstehen, und sagte ihnen, indem sie sich ihm näherten, mit leiser Stimme, wie man ihm mit ärgern Mißhandlungen, als welche der Papst Bonifacius von Philipp, dem Schönen, erdulden müssen, gedroht hätte; er wollte noch mehr hinzusetzen, aber es kamen ihm häufig die Thränen

in die Augen, und die Stimme gebrach ihm. Um das Maas vollzumachen, und die Abgeordneten zu überzeugen, wie ganz Deutschland einzig vom französischen Hof hingehalten würde, ließ Benedikt XII sogar selbst die Abgeordneten durch heimliche Wege nach Deutschland zurückführen, indem sie, wie er ihnen zu verstehen gab, Gefahr liefen, von den Franzosen aufgehoben, und eingesperrt zu werden. So viele Mißhandlungen, so viele Demüthigungen wurden erfodert, die Langmuth der deutschen Fürsten endlich zu ermüden, und ein Werk zur Reife zu bringen, zu dessen Vorbereitung so manches Jahrhundert gearbeitet, und dessen Vollendung der Kaiser Ludwig durch seine Klugheit, durch sein standhaftes Aushalten der bittersten Unglücksfälle, und vor allem durch eine unermüdete Verbreitung gesunder Begriffe bewirkt hat.

Diese Verdienste Ludwigs verdienen hier um so mehr eine nähre Beleuchtung, als sich der Erfolg derselben nicht nur auf sein Zeitalter erstreckt,

sondern auf die ganze Menschheit, und selbst auf das wahre Wohl der christlichen Kirche, wider deren Ansehen es damals zu gelten schien, wohlthätigst gewirkt hatte. Gewiß hat die Kirche niemals eine härtere Versuchung und Drangsal, als ihre geistlich-weltliche Macht, mit der sie die Herrschaft über irdische Kronen behaupten wollte, erlitten. In diesem unseligen Zeitraum wurde ihr Friede allenthalben und unaufhörlich gestört. Die Gewissen der Glaubigen wurden geärgert und beschwert; die wahre Würde der Geistlichkeit, so wie derselben geziemender Lebenswandel, verfiel, und jene Gestalt, auf welcher die Kennzeichen von Taubeneinfalt und väterlicher Vorsicht, von Duldsamkeit und Wohlwollen erscheinen sollten, wurde durch Züge der feindseligsten Erbitterung, durch Stolz und Übermuth auf das Schlimmste verunstaltet. Ludwig, der sich mit der überwiegenden kriegerischen und politischen Macht seiner Gegner und Feinde nicht messen konnte, entschloß sich gleich Anfangs, auf eine edlere Art, durch die Be-

leuch-

leuchtung menschlicher Kenntnisse, und durch die Aufklärung der unterdrückten Wahrheit zu siegen. Er nahm hierin, indem er wider die verhärtesten Vorurtheile loszog, sein vollkommenstes Zutrauen zu der Güte der menschlichen Natur, und rechtfertigte den, nicht immer beliebten, Grundsatz, daß die Wahrheit allein die sicherste und dauerhafteste Staatskunst, daß sie allein die Quelle wahrer und edelmüthiger Vortheile sey, über welche man nie zu erröthen, nie die Vorwürfe der Nachwelt zu fürchten hat. Kaum hatte ihn Pabst Johann XXII, nach dem entscheidenden Vorfall bey Mühldorf, zur Rede gestellt, und durch seine Zumuthungen, und erfolgte Bannbullen an jenen Zeitpunkt von 1125, wo die Kaiser unter den Päbsten zu stehen anfingen, erinnert, als Ludwig alle Gelehrten in Frankreich, Italien, und Deutschland auffoderte, freymüthig und öffentlich zu sagen, auf welcher Seite, nach den Grundsätzen der Vernunft und selbst der ältern Kirchengeschichte, das Recht und die Wahrheit sey. Er hoffte, und erwartete, daß die

verständigsten Leute seinen Aufruf tief genug fühlen, und nicht säumen würden, den Mißverstand jener Gründe, durch welchen die geistliche Macht sich über die weltliche erhoben hatte, auseinander zu setzen, beyden ihre Grenzen anzuweisen, und die Freyheit der deutschen Kaiserwahl, wo möglich, wieder zu retten. Sogleich erhuben die damaligen Lichter der Gelehrsamkeit von allen Orten ihre Häupter mit unbeschreiblicher Kühnheit empor. Aber auch die Vertheidiger der geistlich-weltlichen Macht stunden aller Orten mit Heftigkeit auf. Alle Rechtsgelehrten, alle damalige Schulen begannen eine feyerlichere Bewegung, und man glaubte, gleich Anfangs zu sehen, daß es diesmal zwischen beyden Parteyen zu ungewöhnlichen Auftritten kommen würde. Unter den vornehmsten Männern, welche auf Ludwigs Seite stritten, befand sich Marsilius, ein Minorit zu Padua, und berühmter Rechtsgelehrter, dessen Abhandlung, Defensor pacis genannt, womit er im J. 1324 hervortrat, den ganzen Schwarm seiner Wiedersager

er-

erregte. Mit ihm wetteiferten andere, als der Minorit Ubertinus de Ilia, oder Casal in Italien, dann Johann von Gandavo, oder Janduno, ein berühmter Lehrer der Weltweisheit und Theologie zu Perugin, und andere. Die Größe der Sache, und der Ruhm, der dabey einzuärndten war, befeuerte die besten Köpfe mit der unwiderstehlichen Begierde, sich unter die Heroen, welche auftreten würden, zu mengen; und sogar der verewigte philosophische Dichter Dantes von Florenz (der Wiederhersteller der schönen Litteratur, und des bildenden Geschmacks) hatte seine göttliche Leyer einen Augenblick weggelegt, um ein Werk de Monarchia Mundi zu schreiben, und das römische oder deutsche Reich, welches er zum Mittelpunkte aller europäischen Länder, und des ganzen Erdkreises macht, für frey und unabhängig zu erklären. Was bey dieser Gelegenheit dem Kaiser besonders gelegen kam, war, daß die Minoriten, unter denen sich Männer von ausserordentlichen Fähigkeiten und Kenntnissen befanden, eben damals in einer

verdrüßlichen Lage mit dem päbstlichen Hofe begriffen, und um so mehr entschlossen waren, überall, wo sie konnten, sich fest zu halten. Sie hatten nämlich eine gar seltsame, und an sich abentheurliche Meynung über die Armuth Christi, und über ihre eigne Armuth, bey der sie nicht einmal des Eigenthums des Genusses fähig seyn wollten, behauptet, und wurden vom päßtlichen Hofe darüber zur Verantwortung gezogen. Ihr Ordensgeneral, Michael Cäsenas, befand sich zur Zeit, als der Kaiser auf seiner Rückkehr von Rom begriffen war, am päbstlichen Hof zu Avignon, um die endliche Sentenz des H. Stuhls zu erwarten, und begab, oder flüchtete sich augenblicklich zum Kaiser nach Pisa, als er hörte, daß demselben sein Beystand erwünscht sey. Der Kaiser nahm ihn nicht nur gütigst auf, sondern schickte ihn nach München voraus, wohin er (wie es scheint auf Einrathen seines Geheimschreibers oder Kanzlers, Ulrich Hangenors, eines augsburgischen Patriciers) eine ganze Gesellschaft solcher Männer, welche er in

zweifel-

zweifelhaften Fällen als Rathgeber, und überhaupt als Vertheidiger seiner Rechte benutzen könnte, zu ziehen gesinnt war. Die Minoriten Bonagratia von Pergamo, Heinrich von Chelheim, und Wilhelm Occam waren die Häupter dieser münchnerischen Gesellschaft, welche nichts unterließen, die Freyheit des Kaisers, und Deutschlands Freyheit mit aller Macht ihrer Beredsamkeit zu vertheidigen, die Schüchternheit frommer, aber übel berichteter Fürsten zu stärken, und die Fürsten zum Eintritt in ihre Absichten durch stete Wiederholungen ihrer Aufmunterungen und Gründe zu nöthigen. Zumal erschütterte Wilhelm Occam, welcher allenthalben als ein Wunder der Gelehrsamkeit geachtet, und gefürchtet ward, die Gründe, womit die kaiserlichen Gerechtsame bestritten wurden; und er pflegte dem Kaiser, der ihm darüber seine Zufriedenheit bezeigte, öfters zu sagen: Beschütze du mich nur mit dem Schwert, ich will dich mit der Feder beschützen. Auch hat K. Ludwig, welches ihm theils überhaupt zur besondern

Ehre gereicht, theils ihn, wo er zu weit vorschritt, entschuldigt, nie etwas, das den Pabst betraf, ohne dem ausdrücklichen Gutachten dieser Gelehrten, auf welche er sein Vertrauen setzte, gethan, und die Entschuldigungen derselben sind bis diese Stunde vorhanden geblieben. Die gleichmüthige Beharrlichkeit, mit welcher Ludwig diese gelehrten Minoriten und andere vor allen bürgerlichen Anfällen beschützt, und ihnen bis ans Ende seines Lebens seine Gnad und Freundschaft geschenkt hat, ist ein Beweis seiner nie besiegten Standhaftigkeit, und seiner herzhaften wohlgeordneten Denkungsart, welche um so ruhmwürdiger ist, als sie bey den Großen stets selten, und als in der That mehr, als eine Veranlassung vorhanden war, den männlichsten Muth niederzubeugen, und besonders einen so frommen Herrn, wie Ludwig war, von seinem Vorsatz zu schrecken. Die Minoriten wenigst waren nicht nur selbst in einer schlimmen Sache befangen, und in den Kirchenbann verfallen; sie waren selbst in ihrem Diensteifer für den

Kaiser gar oft zu offenbar übertrieben, hitzig und ungestümm. Sie nahmen sich selten die Mühe, den Knoten der gegentheiligen Behauptungen aufzulösen, sondern sie fielen mit aller Bitterkeit des damaligen scholastischen Witzes drüber her, und zerrissen, und verursachten dem Kaiser, statt guten Aussichten, neue Verlegenheiten. Seine Umstände verschlimmerten sich bey allen ihren Vertheidigungen immer mehr, und hundert andre Dinge vereinigten sich, welche noch heute zu Tag, wo man sich so viel auf eine ungleich beßre Einsicht und Weisheit zu gut thut, mehr als hinlänglich seyn möchten, den Muth eines Fürsten zu brechen, und ihn selbst auf die Gedanken, daß er Unrecht habe, zu verleiten. Unter andern trafen einige Weissagungen, von welchen man im Voraus verkündigte, daß sie Zeichen des über den Kaiser erzürnten Himmels seyn würden, gleichzeitiger Weise wirklich zu. In der Markgrafschaft Spoleto wurde die ganze Stadt Nursia zusammengestürzt, und eine unzählige Menge Menschen ging zu Grund.

In ganz Apulien und Italien entstund eine entsetzliche Hungersnoth, und eine nie erhörte Witterung, vermög welcher noch im Monat May alles mit Eis und Schnee bedeckt war, und unaufhörlich neuer Schnee fiel, drohte den bestürzten Menschen den gänzlichen Untergang. Auch von Deutschland trafen unerhörte Landplagen, Überschwemmungen, und verheerende Feuersbrünste zu. Man wollte vom Firmament herab schreckliche Stimmen, Donner und Geheule vernommen haben; und als nun vollends im J. 1337 ein Komet, den man, gemäß dem damaligen Mangel an mathematischen Kenntnissen, nicht vorher sah, und graunvoller sah, als er war, erschien, als in eben diesem Jahr eine erschreckliche Menge nie gesehener, und fürchterlich gestalteter Heuschrecken durch Baiern zog, und alle Feldfrüchten verwüstete: so wurden auch beherzte Leute nachdenkend, und das Volk zumal sah, wie ganz erschöpft, zu seinem Ludwig um Hilf auf, der zwar selbst nicht ohne Bestürzung, aber aufrecht und standhaft blieb, und in der festen Zu-

ver-

versicht auf eine glückliche Morgenröthe, bey allem dunkeln und zweydeutigem Schein, in welchem seine Vertheidiger zu München, und seine auswärtigen Freunde sich ihm darstellten, den Grundsätzen derselben, wo sie gesund und wahr waren, getreu blieb, und mit kühner Ahndung auf den Beyfall künftiger Jahrhunderte nach dem Lorber großer Verdienste griff. Die vielen Schriften, Erklärungen, Auffoderungen blieben nicht ohne Wirkung. Der Vorsatz, sie zu befolgen, hatte sich verbreitet, und der Herzhaftigkeit, es wirklich zu thun, hatte es nur noch an einer Begebenheit, wie die letzte war, wodurch dieselbe nothwendig gereizt werden mußte, gefehlt.

Gleich nach dieser letzten Begebenheit, und nach dem Bericht der Gesandten, daß ihre Aufträge zu Avignon nicht einmal gehört worden wären, nahm die Sache eine höhere Wendung. Die Fürsten errötheten, Deutschlands Ansehen so sehr mißkannt, sich selbst so unerträglich erniedrigt zu sehen, und fühlten endlich, daß es nicht Ludwig

allein, sondern daß es im Grunde sie selbst, und ihre eignen Gerechtsamen wären, welche von den Franzosen beschimpft, und vom römischen Hof hintangesetzt würden. Sie fühlten den Geist ihrer Väter in ihre Seele zurückkommen, und schienen ihre Stimmen zu hören, die sie zu großen Entschließungen auffoderten. Bey dieser günstigen Stimmung berief Ludwig nicht nur alle Kurfürsten, sondern alle Fürsten, Freyen und Edeln, alle Domkapitel, Städte und Herren des Reichs nach Frankfurt zu einer allgemeinen Versammlung. In ihrer feyerlichen Gegenwart bestieg er mit Kron und Zepter, und allen Zierden der kaiserlichen Würde geschmückt, den Thron. Hier erzählte er ihnen die Geschichte seiner Schicksale, seiner vielfältigen Drangsalen, und erlittenen Demüthigungen von seiner Erwählung bis denselben Tag; er überzeugte sie, daß er in Rücksicht auf den päbstlichen Hof nichts, als was seine Pflicht und das Reichsansehen mit sich brächte, gethan, und daß er alles erschöpft habe, und es ihnen weiter heim-

stelle, was er ferner thun sollte, den römischen Hof zu befriedigen. Er bedauerte und beweinte, daß man ihn, dessen Gesinnunge für den Glauben Niemand unbekannt seyn könnten, wie einen Abtrünnigen und Verfolger der Kirche mißhandelte; und zugleich stieg er vom Thron, und betete vor allem Volk und mit lauter Stimme das Vater unser, den englischen Gruß, und das apostolische Glaubensbekenntniß. Niemand sah und hörte ihn, ohne gerührt zu werden.

Die Fürsten des Reichs erklärten augenblicklich mit einem Eid, daß der Kaiser in allem seine Pflicht gethan, und die Flüche des Pabsts Johann XXII nichts weniger, als verwirkt hätte. Sie drangen in ihn, daß er das Interdikt für ungültig erklären, und die Geistlichen, welche darauf beharren würden, als öffentliche Friedensstörer behandeln sollte. Die Art, wie man sich künftig gegen den päbstlichen Hof betragen wollte, stellten sie den Kurfürsten zur Entscheidung anheim. Und noch im Monat Jul. 1338 traten die Erzbischöfe

von

von Mainz, Köln und Trier, dann Rudolph und Rupert der ältere, Rupert der jüngere, dann Stephan, alle Pfalzgrafen bey Rhein und Herzoge in Baiern, Rudolph, Herzog zu Sachsen, und Ludwig, Kurfürst von Brandenburg (nur der König von Böhmen blieb aus) zu Rensee, dem alten Königsstuhl am Rhein, zu einer Verbindung, welche der erste Kurverein, oder Fürstenbund heißt, zusammen, und nachdem sie sich die Herabwürdigungen der kaiserlichen Würde noch einmal wiederholten, faßten sie für sich den einmüthigen und ewigen Schluß, daß derjenige, der bey erledigtem Reich von den Kurfürsten einmüthig, oder mit mehrern Stimmen gewählt würde, von jedermann als römischer König erkannt werden; daß ein solcher weder die Benennung, noch die Genehmigung, Bestättigung, oder das Ansehen des apostolischen Stuhls zur Verwaltung des Reichs, und Annehmung des königlichen Titels nöthig haben, sondern von Rechts- und Gewohnheitswegen, auch ohne den mindesten Dank des Pabstes, zur Regierung

befugt seyn sollte. Diesen ihren festen Entschluß thaten sie dem Pabst zu wissen, und kehrten dann nach Frankfurt zurück, wo Ludwig aller Fürsten und Stände des Reichs, und des unzählig versammelten Volks den 8ten Aug. neuerdings in seiner ganzen Majestät den Thron bestieg, und, indem er den Verein der Kurfürsten feyerlich zu einer Reichssatzung erhub, dem deutschen Reich die alte und natürliche Unabhängigkeit, deren dasselbe sich so viele Jahrhunderte entbehren mußte, auf ewige Zeiten zurückgab. Zu gleicher Zeit wurden verschiedene Satzungen, welche die deutsche Freyheit betrafen, verfaßt, und die Rechtmäßigkeit dieser ganzen Handlung in einer ausführlichen Schrift, welche einen Minoriten zum Verfasser hatte, an die St. Bartholomäuskirche angeheftet. Die Kirchen und feyerliche Gottesdienste wurden durch das ganze Deutschland anbefohlen, und die Mönche, welche dem Gebot nicht nachkamen, vertrieben. Diese ist die berühmte Reichsverhandlung, welche in der Geschichte Deutschlands sich

ver-

verewigt, und den Kaiser Ludwig unter die ersten Heroen und Wohlthäter desselben versetzt hat. Nie wurde seitdem wegen der Frage, ob ein Pabst über den Kaiser sey, Blut vergossen; nie wurde wieder ein Kaiser mit dem Bannfluch belegt. Auch liegen die Helden, welche mitfochten, zu München in einer ehrenvollen Ruhe. Ludwig ließ die Minoriten Michael Cäsenas, den Wilhelm Occam, und Bonagratia von Pergamo, ungeachtet ihrer Exkommunikation, nicht nur an der ihren Mitbrüdern bestimmten Stelle, sondern auf dem Chor ihrer Kirche begraben. Die bittere Schaale ihrer Aussenseite ist nun in der Länge der Zeit verschwunden, und wir genießen die Früchten des Schweises, der über ihr Angesicht floß, und haben beynahe Mühe, uns einen Begriff von dem Zeitalter zu machen, über das ihr Eifer gesiegt hat.

Wenn aber der Kaiser durch die Veranlassung und Bestättigung der rühmlichsten und wohlthätigsten Reichssatzung für die künftige Ruhe Deutschlands gesorgt hat: so wurde darum für seine per-

sönliche Ruhe und Sicherheit so gar nicht gesorgt, daß sich die Ungewitter über seinem Haupt vielmehr neuerdings und fürchterlicher, als jemals, zusammenzogen. Der Wohlstand des Kaisers hing nunmehr ganz von der standhaften Beharrlichkeit der deutschen Fürsten auf ihrem letzten Entschluß, und von der Großmuth ab, sich durch keine Rücksichten auf eigne Hausvortheile abführen, durch keine Privatabneigung stören zu lassen; aber dieß schien mehr, als sie zu leisten gesinnt, oder gefaßt waren, gefodert, und der Kaiser wurde durch ihren Wankelmuth von einer Verlegenheit in die andre gestürzt, woraus ihn die demüthigendsten Maasregeln, welche er zu ergreifen genöthigt war, kaum zu retten im Stand waren.

Da der Kaiser sein künftiges Schicksal voraus ahndete, setzte er seine Bemühungen, den päbstlichen Hof zu gewinnen, insgeheim fort. Wie dieser jene Erklärung, welche ihm die Kurfürsten von ihrem Verein zu Rensee zugeschickt hatten, aufnahm, läßt sich leicht schließen, und schon aus

der Frechheit der damals in Frankfurt anwesenden päbstlichen Sachwalter abnehmen, welche zur nämlichen Zeit, da die kaiserlichen Manifeste an die Domkirche St. Bartholomäus angeheftet wurden, sich nicht gescheuet haben, auch ihre Protestationen, welche mit Drohungen und Bannflüchen angefüllt waren, nebenher anzuheften. Noch schlimmer für den Kaiser war, daß er, während er der päbstlichen Kanzley die schönsten Worte zuschickte, genöthigt wurde, seine Gegengesinnungen durch Thaten zu äussern. Benedikt XII hatte einen neuen Kreuzzug verkündigt, und zu dem Ende durch Legaten eine Geldsammlung in Deutschland vornehmen lassen. Der Kaiser ließ die Legaten aufheben, und ihnen die Geldsammlungen wegnehmen. Eine andre, nicht geringe, Verdrüßlichkeit zog sich der Kaiser selbst durch seine Leichtglaubigkeit, welche, wenn es um das Zutrauen für die Redlichkeit eines Dritten zu thun war, fast immer aller Klugheit und Behutsamkeit vorausging, zu. Eduard, König in England, hatte

nicht

nicht nur auf Aquitanien, sondern, seiner Mutter wegen, auf ganz Frankreich Ansprüche gemacht, und da er sich zu seinen Foderungen durch einen Krieg verhelfen wollte, mit verschiedenen Reichsfürsten, und endlich auch mit dem Kaiser in Bündnisse sich eingelassen. Der Kaiser sollte zweytausend Mann, auf Englands Kosten, stellen, und daran vierzigtausend Goldgulden voraus erhalten. Diese wurden auch ausbezahlt, und der Kaiser säumte nicht, die Truppen auf die Beine zu richten. Ungeachtet es nun dem päbstlichen Hof nicht unangenehm seyn konnte, wenn der König von Frankreich, dessen Macht ihm so lästig war, gedemüthigt würde: so ermahnte doch Benedikt XII den König in England mehr als einmal, von seinem Bündniß mit dem Kaiser, als der excommunicirt wäre, abzustehen, und drohte ihm im Fall des Ungehorsams mit derselben Strafe. Demungeachtet ging die Sache ihren Weg, und der Kaiser hatte den König Philipp von Frankreich nicht nur der deutschen Reichsleben verlustig, sondern

überdieß den König Eduard von England zum Reichsverweser in allen Landen jenseits Köln an der linken Seite des Rheins ernannt, und ihn den dortigen Fürsten zum gemeinschaftlichen Beystand empfohlen. Wie der König Philipp durch die ersten Unternehmungen überzeugt wurde, daß der Sache wirklich Ernst werden wollte, verfiel er auf eine List, von deren gutem Erfolg er nicht zweifelte, daß es ihm glücken würde, das Bündniß zu trennen. Er machte sich dem Kaiser verbindlich, sich für ihn am päbstlichen Hof zu verwenden, und die Aussöhnung zu bewirken, und dieß gegen die Bedingniß, daß er sein Bündniß mit England aufgebe. Da dem Kaiser alles an der Aussöhnung mit dem päbstlichen Hof, bey dessen Feindseligkeit er sich kein ruhiges Leben versprechen konnte, gelegen, und anbey das Anerbieten des Königs von Frankreich nicht im geringsten verdächtig war: so nahm er die Sache sogleich in Überlegung. Die Fürsten und Herren, welche der Kaiser zu Rath zog, thaten den Ausspruch, daß derselbe eben so

berechtigt sey, sein Bündniß mit dem König in England zu Gunsten des Königs von Frankreich aufzuheben, als jener sich vor kurzem ebenfalls berechtigt gehalten hatte, blos einseitig und ohne Anfrage bey dem Kaiser mit Frankreich einen Waffenstillstand zu machen. Dieß wars, was der Kaiser erwartet zu haben schien; er gelobte dem König Philipp sogleich den Frieden, und seine unverbrüchliche Freundschaft an, und indem er diesen Entschluß dem König Eduard von England zu wissen that, erbot er sich, den Mittler zu machen, und die Sache zum beyderseitigen Vergnügen auszugleichen. Eduard, welchem man zu gleicher Zeit die Reichsstatthalterschaft wieder abnahm, gab seinen Verdruß dem Kaiser so nachdrücklich zu verstehen, daß dieser um so mehr des Trostes bedurfte, sich an dem Versprechen des Königs Philipph schadlos zu halten, und der Versöhnung mit dem päbstlichen Hofe versichern zu können. Er orderte in der zuversichtlichsten Erwartung, daß seine Hoffnungen dießmal unmöglich fehl schlagen könnten,

eine ansehnliche Gesandtschaft, welche aus dem Herzog von Sachsen, dem Grafen von Holland, und dem kaiserlichen Minister Grafen von Hohenberg bestund, nach Avignon ab, wohin auch, gemäß dem Vertrag, die Abgeordneten des Königs Philipp zwar gekommen, aber mit seltsamen Aufträgen versehen gewesen sind. Philipp entschuldigte sogar seine Freundschaft mit dem Kaiser, bat den Pabst, ja nicht zu glauben, daß sein treuer Sohn der König von Frankreich etwas versprochen, das gegen ihn, und die Kirche sey; er lasse sich die Aussöhnung mit Ludwig nur in so weit, als sie unbeschadet der Ehre der Kirche geschehen könne, angelegen seyn, und indem auf solche Art unzählige Seelen, die in Gefahr wären, wieder könnten zur Seligkeit gebracht werden. Deutlichere Winke brauchte man am päbstlichen Hofe wohl nicht, um zu wissen, was man zu thun hätte. Man that gleichwohl, als erstaunte man über die unerhörte Sache, daß die allerchristlichsten Fürsten des französischen Hauses mit Ketzern, die sie

vielmehr aus Eifer für den wahren Glauben allzeit zu verfolgen gewöhnt wären, nunmehr Freundschaft errichtet hätten; und was die Aussöhnung mit dem Kaiser betrifft: so antwortete der Pabst, daß er dazu bereit sey, wenn Ludwig nach der Form Rechtens die Sache angehen werde. Sohin war im Grunde so viel als nichts geschehen. Der Kaiser hatte seinen aufrichtigen Freund, und mächtigen Bundsverwandten Eduard verloren, und dabey zu seiner eignen bittersten Kränkung nichts, als die alte Erfahrung und Überzeugung gewonnen, daß es allen Regeln der Klugheit entgegen sey, seine Hoffnungen einem Dritten, der seine feindseligen Gesinnungen bereits so überzeugend an den Tag gelegt hätte, neuerdings in die Hände zu geben.

Bald darauf wurde der Kaiser zu einem andern Schritt, wodurch er sich neue Verfolgungen aufweckte, veranlaßt. Der König Johann von Böhmen hatte, wie oben gesagt worden, in der Absicht, Tyrol an sein Haus zu bringen, einen

seiner Söhne, Johann, mit der tyrolischen Erbprinzessinn Margaretha, der Maultasche, verlobt, und nach den Jahren der Minderjährigkeit mit ihr wirklich vermählet. Diese Ehe hatte bereits einige Jahre bestanden, als Margaretha ihren Gemahl bey dem kaiserlichen Gericht der Unfähigkeit wegen anklagte, und die Ehescheidung wirklich erhielt. Sie warf nunmehr ihre Neigung auf den ältesten Sohn des Kaisers Ludwig von Brandenburg, welcher damals Witwer, aber mit der Margaretha im dritten Grad verwandt war. Diese Schwierigkeit wurde durch das Zuthun des Bischofs Leopold von Freysingen, und durch ein Urtheil des Kaisers, über dessen Rechtmäßigkeit Marsilius von Padua, und Wilhelm Occam weitläufige Gutachten herausgaben, gehoben, und das feyerliche Eheverlöbniß 1342 in Beyseyn vieler Fürsten und Bischöfe vollzogen. Hierüber zog sich der Kaiser die Böhmisch-Luxenburgischen Fürsten neuerdings über den Hals, und was für ihn damals eine Art von Unglück war: so ging der Pabst

Benedikt XII, der zwar die von seinem Vorfahrer vorhandenen Interdikte und Bannbullen nicht aufgehoben, aber auch keine neue herausgegeben hatte, in eben dem Jahre 1342 mit Tod ab.

Clemens VI, der Nachfolger Benedikts XII, war nicht nur ebenfalls ein Franzos von Geburt, er war bereits französischer wirklicher geheimer Rath, und ein bekannter Feind des Kaisers gewesen. Der Kaiser wünschte ihm zu seiner Erhebung Glück; Clemens antwortete ihm nicht, hetzte aber die italienischen Fürsten wider ihn auf, um ihm den Eingang nach Italien zu versperren. Da der Kaiser wohl sehen konnte, daß Clemens hiebey nicht stehen bleiben, sondern auch die deutschen Fürsten durch Furcht und Hoffnung von ihm abzubringen suchen würde: eilte er diesem Ausbruch zuvor zu kommen, und ließ durch eine neue stattliche Gesandtschaft um die Aufhebung der Processe, welche am päbstlichen Hofe wider ihn ergangen wären, ansuchen. Nach einer ziemlichen Weile wurde diese Gesandtschaft mit dem Bescheid abge-

fertigt, es sey an keine Gnade zu denken, bis Ludwig nicht die Ketzereyen, und Vergehungen, welche er sich wider den Pabst Johann XXII hätte zu Schulden kommen lassen, erkennen und abbitten, das Reich dem Pabst zu Füssen legen, und die Grafschaft Tyrol ihrem letzten Besitzer wieder zurückgeben würde. Und am folgenden grünen Donnerstag wurde noch überdieß eine neue Bulle wider den Kaiser publicirt, worin alle Vorfälle mit Pabst Johann wiederholt, neue Beschwerden hinzugesetzt, und demselben schlechterdings ein Termin von dreyen Monaten gesetzt wurde, binnen welchen er sich aller Regierung des Reichs begeben, alle Titeln eines Kaisers, Königs, Herzogs, und alle Würden ablegen, das Interdikt durch Deutschland wieder vor sich gehen lassen, und sich in Person vor dem Pabst stellen sollte. Diese Bulle wurde durch ganz Deutschland verschickt, und sollte alle Sonn- und Feyertäge von allen Kanzeln verkündet werden. Clemens VI ließ es aber dabey nicht bewenden; er hatte nichts geringers, als den

gänzlichen Sturz des Kaisers zur Absicht; und da er wußte, wie, ausser Böhmisch-Luxenburgischen Prinzen, die ohnehin unversöhnliche Feinde des Kaisers waren, auch die übrigen deutschen Fürsten, theils durch Vortheile, wozu er selbst ihnen verhelfen könnte, theils durch französisches Geld gestimmt, und wie die noch übrigen standhaften Fürsten zu behandeln wären: so hielt er nicht länger zurück, sondern foderte die Kur- und andere Fürsten sogleich auf, sich um einen andern frommen Kaiser umzusehen, zu dessen Wahl er ihnen Zeit und Ort bestimmen werde. Er fügte die Drohung hinzu, daß, wenn sie sich dessen weigerten, er sich selbst der apostolischen Gewalt, welche das Kaiserthum auf die Abendländer übertragen hätte, bedienen, und dem Reich ein neues Oberhaupt geben würde. Nunmehr geschah, was Ludwig längst gefürchtet, und in dessen Betracht er so vielfältige Erniedrigungen über sich genommen und erduldet hatte. Der König Johann von Böhmen, und der Kurfürst Balduin von Trier, ein

Graf von Luxenburg, versammelten sich wirklich, nebst andern Kurfürsten zu Rensee, um sich über das Ansinnen des Pabsts zu berathschlagen, und höchst wahrscheinlicher Weise, um selbes in Vollzug zu bringen. In dieser Verlegenheit nahm Ludwig noch einmal sein Vertrauen an den König Philipp von Frankreich, indem er sich Hoffnung machte, daß ihn das Ausserordentliche derselben rühren, und bewegen würde, mit ihm aufrichtig zu handeln. Dieser gab ihm, unter dem Schein der Freundschaft, die Antwort, daß er sich dem Pabst unbedingt überlassen sollte. Der Kaiser eilte nunmehr nach Rensee, und überraschte die Kurfürsten mitten in ihren Unterhandlungen. Er gab ihnen seine ganze Bestürzung, sie, die ihm doch noch vor Kurzem so muthig beygestanden wären, daselbst anzutreffen, zu verstehen; und da es schien, daß sie sich des Vorwands, als fürchteten sie, daß auch über sie päbstliche Bannbullen, und die mit denselben verknüpften Ungelegenheiten verhängt werden möchten, bedienen wollten, suchte er sie

darü-

darüber dadurch zu beruhigen, daß er ihnen versprach, wie er noch einmal, und dießmal das Äusserste versuchen würde, den päbstlichen Hof endlich zu beruhigen. Nie war die Lage des guten Kaisers betrübter gewesen. Die letzten Begebenheiten hatten ihn nunmehr vollkommen überzeugt, daß er, ohne die Freundschaft und Gunst des Pabsts zu erhalten, weder länger die Reichsgeschäften gehörig verwalten, noch selbst länger Kaiser bleiben könne; und so entschloß er sich dann zu einem Schritt, welcher von vielen Schriftstellern auf einer sehr schiefen Seite beurtheilt, und dessen innere Erniedrigung allein dem Charakter des Kaisers, der doch stets ganz anders handelte, als er vor dem päbstlichen Stuhl zu sprechen gezwungen wurde, zur Last gelegt worden ist. Da er alle Demüthigungen, welche er sich von dem Pabst, in Rücksicht auf den Wankelmuth deutscher Höfe, gefallen lassen, und alle Versprechen, welche er dem päbstlichen Hof machen mußte, für blose noch rückständige Üblichkeiten der päbstlichen Kanzleysprache angese-

gesehen, seine bisherigen eignen Vorschläge aber noch immer fruchtlos gemacht hat: so ließ er den Pabst durch eine eigene 1344 abgeordnete Gesandtschaft ersuchen, die Bedingnisse und Ausdrücke, worauf die Versöhnung endlich erfolgen sollte, ihm, als der bereit wäre, sich alles gefallen zu lassen, nur gleich selbst vorzulegen, und sohin die endliche Befriedigung zu verschaffen. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und hierauf durch gemeinschaftliches Zuthun des französischen und päbstlichen Hofes ein Formular, dessen Inhalt sich der Kaiser leicht vorstellen konnte, abgefaßt. Die Bedingnisse desselben betrafen dießmal nicht blos, wie bisher, die Person des Kaisers allein, sondern selbst das Reich, indem alles zurückgenommen und zernichtet, was Ludwig als König oder Kaiser gethan, und der Pabst ersucht werden sollte, selbes aus Gnaden wieder zu bestättigen. Der Kaiser schrieb hierauf nach Frankfurt einen Reichstag aus, legte den versammelten Kurfürsten und Ständen die neuen, höchst schimpflichen und er-

niedrigenden Bedingnisse vor, und, indem er sich erklärte, daß er sie alle unterzeichnen würde, wenn es ihr Wille seyn sollte, gab er ihnen stillschweigend zu verstehen, wie weit sie es durch ihr unbeständiges Betragen hätten kommen, und wie tief, sie ihn hätten sinken, und erniedrigen lassen. Die Sache war zu unerwartet, und die päbstlichen Foderungen waren den eignen Vortheilen der meisten Stände zu nachtheilig, daß sie nicht allgemein hätten verworfen werden sollen. Die Kurfürsten begaben sich mit dem Kaiser noch besonders nach Rensee, wo zwar das nämliche wiederholt, und dem Kaiser sogar bedeutet wurde, sich in Zukunft gar nicht wieder an den Pabst zu wenden; allein dem größten Theil ging eben durch diesen unvermutheten Ausgang, wodurch ihr erst jüngst zu Rensee versuchtes Vorhaben von ihnen selbst zerstört werden mußte, heimlich kein geringer Verdruß zu, und der König von Böhmen, der seinen Sohn, den Markgrafen Karl von Mähren, mit aller Gewalt zum Kaiser eindrängen wollte, so

wie überhaupt die Luxenburgische Partey, konnte ihren kochenden Unmuth gar nicht länger zurückhalten. Durch die Interdikte des Pabsts, oder durch die Furcht vor denselben hatten sich längst einige Reichsfürsten schrecken lassen, zur päbstlichen, oder zu einer andern Partey, die mit der päbstlichen übereinstimmte, überzugehen; und je mächtiger diese um sich griff: desto weniger achteten sie des Kaisers, wenn er Unordnungen abstellen, oder in ihren Händeln als Reichsoberhaupt sprechen wollte; und manchmal mußte der Kaiser wohl noch zusehen, um das Übel, dem er ohnehin nicht steuern konnte, nicht noch ärger zu machen; manchmal mußte er sie durch Geschenke und Privilegien an sich halten, oder seine letzte Zuflucht zu Verpfändungen nehmen. Diese ihre eignen Fehler wurden hier dem erstaunenden Kaiser als Vergehungen, die einzig ihm zur Last fielen, vorgeworfen; und der König Johann von Böhmen legte ihm sogar die Demüthigungen vor dem päbstlichen Stuhl, zu welchen er doch selbst den Kaiser

größ-

größtentheils genöthigt hatte, zur Last. Er brach endlich mit seinem heisesten Anliegen, das er lange mit sich herumgetragen, und wozu er die übrigen Kurfürsten zubereitet hatte, heraus, und, nachdem er diese erst angeflehet, sie sollten ihm wieder zur Grafschaft Tyrol, welche ihm angehörte, verhelfen, lag er dem Kaiser ohne Umstände an, die kaiserliche Würde vollends niederzulegen, und seinen Sohn, Karl von Mähren, zum Nachfolger vorzuschlagen. Da der Kaiser sich hierauf erklärte, daß, wenn er sich entschließen könnte, in diesen Vorschlag aus Liebe zum Frieden zu willigen, er seine Kaiserswürde an Niemand, als seinen eignen Sohn, den Kurfürsten Ludwig von Brandenburg, abtreten würde: wollte man sich, wie vorher zu sehen war, nicht dazu verstehen; und nachdem die Luxenburgischgesinnten im Unmuth über ihre vereitelten Hoffnungen dem Kaiser noch einige unüberlegte Vorwürfe gemacht, und es bis zu Grobheiten getrieben hatten, ging die Versammlung auseinander. So stund es mit

den Gesinnungen der Fürsten, von deren Treue oder Wankelmuth die Schicksale Ludwigs, als Kaiser, unbedingt abhingen; und wie es vollends mit den Gesinnungen des päbstlichen Hofes stund, ist leicht zu erachten.

Schon die Erklärung, welche dem Pabst durch eine neue Gesandtschaft gemacht ward, „daß der „Kaiser die von ihm vorgeschriebenen Artikeln „aus Pflichten gegen das Reich weder halten kön„ne, noch wolle," wäre hinlänglich gewesen, denselben in Rücksicht auf seine künftigen Maasregeln aus allen Schranken des Wohlstandes zu jagen; aber so kam erst noch ein neuer, und höchstbedeutender Vorfall hinzu. Der Kaiser, welcher nun überzeugt worden war, daß er sich auf die meisten Kurfürsten nicht weiter verlassen, und wahrscheinlich nichts, als nahe Kriege erwarten konnte, wie dann der König Johann von Böhmen wirklich ins Brandenburgische eingefallen, und schon im Begriff war, einen gleichen Einfall nach Baiern zu thun, errichtete nicht nur mit den Königen von

England, von Pohlen, von Ungarn, und den Herzogen von Österreich, welche ihm den Johann von Böhmen zur Ruhe thun halfen, sondern auch mit vielen italienischen Fürsten Bündnisse, welche letztere zumal dem Pabst äusserst zuwider waren. Der Kaiser hatte sich erboten, den König Ludwig von Ungarn, welcher eben jetzt auf das erledigte Königreich Neapel Ansprüche machte, zu unterstützen; und da ihm der Besitz von Tyrol den Eingang nach Italien offen hielt, konnte er sein Vorhaben mit desto größerem Nachdrucke ins Werk setzen, und die päbstliche Partey in Italien vollends zernichten helfen Gleichwie dieß der empfindlichste Streich war, welcher dem päbstlichen Hof hätte versetzt werden können: als ergriff man daselbst schleunige und gewaltige Maasregeln, womit man hoffte, die ganze Sache zu zerstören, und den Kaiser Ludwig endlich einmal zu Boden drücken zu können. Alles war dazu wie vorbereitet; man konnte sich diesmal auf den Beytritt der Kurfürsten verlassen, und hatte selbst den König Phi-

lipp von Frankreich, welcher eben mit dem König in England genug zu thun bekam, mit seinen alten Absichten auf die Kaiserswürde nicht mehr zu achten. Den 13 April 1346 am grünen Donnerstag ließ Pabst Clemens VI wider den Kaiser eine Bannbulle ergehen, welche die letzte, aber auch die entsetzlichste, die jemals von einem aufgebrachten Pabste wider den verhärtesten Verbrecher geschleudert werden konnte, war. Sie war mit den schrecklichsten Verwünschungen wider den Kaiser angefüllt; er wurde darin für ehrlos, für untauglich erklärt, ein öffentliches Amt zu vertreten, oder ein gerichtliches Zeugniß zu geben, eine Erbschaft anzutreten, oder jemand als Partey oder Richter vor Gericht zu fodern. Alle seine Güter, hieß es weiter, seyen confiscirt; und seine Söhne und Enkel könnten zu keinem geistlichen und weltlichen Amt gelangen; allen Glaubigen sey die Gemeinschaft mit ihm untersagt, und nach seinem Tode könnte er nicht nach Kirchengebrauch begraben werden; alle weltliche Mächte seyen gehalten, ihn

aus

aus ihren Gerichtsbezirken nach Kräften zu verbannen. Alle Reichsunterthanen wurden von dem ihrem Kaiser geleisteten Eid losgesprochen; und den Erzbischöfen die Erlaubniß gegeben, die Verbannten loszusprechen, wenn sie nur zugleich dem Kaiser entsagen wollten. Zu gleicher Zeit ließ Pabst Clemens VI an alle geistliche und weltliche Kurfürsten die Ermahnung ergehen, daß, wenn sie nicht wollten, daß er selbst sein altes Recht ausübe, sie sich ungesäumt zu einer neuen Wahl einfinden sollten; und indeß wurde der Markgraf Karl von Mähren, nebst seinem Vater Johann, nach Avignon bestellt, um die neuen Bedingnisse, unter welchen der Pabst dem Karl die kaiserliche Würde bestättigen wollte, zu vernehmen.

Der größte Theil der Kurfürsten war bereits so gestimmt, daß demselben die neue päbstliche Auffoderung ganz erwünscht, und erwartet gekommen seyn muß. Der König und Kurfürst Johann von Böhmen, der geistliche Kurfürst von Trier, ein Anverwandter des vorigen, waren längst die-

ser Gesinnung; Köln hatte sich für die neue Wahlstimme achttausend; Sachsen, welches überdieß noch wegen Brandenburg dem baierischen Haus abgeneigt war, hatte zweytausend Mark Silbers bezahlen lassen; nur die Pfalzgrafen, bey welchen damals die Ausübung der Kurwürde war, dann Brandenburg, und der Kurfürst von Mainz, Heinrich von Virneburg, dachten anders. Da dieser letztere, als Reichserzkanzler, gleichwohl eine Hauptperson, von welcher der künftige Wahltag ausgeschrieben, und das ganze Geschäft betrieben werden sollte, war: so glaubte man, falls man mit ihm fertig werden könnte, der zween andern eben nicht benöthigt zu seyn. Da man am päbstlichen Hofe einmal kühn genug war, einen Kaiser zu entsetzen: so fand man keine unübersteigliche Schwierigkeit darin, einen Erzbischof zu entfernen; und den 7 April 1346 erschien eine Bulle, durch welche Heinrich von Virneburg seiner geistlichen Ämter und Würden, hauptsächlich darum, weil er dem Kaiser unverbrüchlich anhieng, verlustig erklärt

wur-

wurde. Statt seiner wurde Graf Gerlach von Nassau, ein 20jähriger Jüngling, von dessen Ergebenheit gegen den römischen Hof man sich überzeugt hatte, zum Erzbischof ernannt. Ungeachtet sich nun Heinrich von Virneburg in dem Besitz von Mainz noch lange aufhielt: so verließ sich der junge Gerlach doch auch auf seine in den dortigen Gegenden mächtige Anverwandtschaft, und berief die Kurfürsten nach Rensee, weil Frankfurt und Aachen ihrem rechtmäßigen Kaiser getreu blieben.

Während dem hatten sich auch Karl von Mähren, und dessen Vater Johann von Böhmen mit dem Pabst verglichen, und Bedingnisse eingegangen, wodurch sie demselben alles dasjenige wieder eingestunden, worüber sich der Kaiser Ludwig so viele Jahre lang mit den Päbsten herumzanken, so viele Noth und Herzeleid ausstehen, und sich so oft oerketzern, verbannen und verfluchen lassen mußte. Karl versprach im Voraus schriftlich, alle Schenkungen und Versprechungen K. Heinrichs VII an den päbstlichen Stuhl zu erfüllen, alle Hand-

lungen Ludwigs des Baiers, als eines durch das gerechte Urtheil der Kirche verdammten Ketzers, und Abtrünnigen, zu vernichten, Rom, Ferara, und den ganzen Kirchenstaat, nebst Sardinien, Sicilien und Corsika, dem apostolischen Stuhl gänzlich zu überlassen, diesem zu Vertheidigung dieser Länder mit aller Macht jederzeit beyzustehen, weder für sich noch durch andere, sich von Reichswegen einiges Recht anzumassen; vor dem zu seiner künftigen Krönung anzusetzenden Tag nicht nach Rom zu kommen, noch selbigen Tags aber, gleich nach vollbrachter Krönung, sich nebst allen den Seinigen wieder aus der Stadt, und, sobald es möglich, wieder aus dem ganzen Kirchenstaat zurück zu ziehen! die von den Kaisern Heinrich VII und Ludwigen wegen jener Länder jemals gemachten Verordnungen, und abgesprochenen Urtheile, ja ihre Handlungen selbst als nichtig zu erklären; weder Tuscien, noch die Lombardey je zu betreten, und anzuordnen, noch von andern dergleichen geschehen zu lassen, bis er vom Pabst

die

die Bestättigung seiner Würde erhalten; endlich auch alle Prälaten von ihren Stiftern und Pfründen zu vertreiben, die wider den Willen des Pabstes dazu gelangt wären, denen aber, welche der Pabst damit versehen würde, auch zu deren Besitz verhülflich zu seyn. Diese und überhaupt alle Bedingnisse, welche Karl einging, unterschrieb auch sein Vater Johann, er, der noch auf der letzten Versammlung zu Rensee dem Kaiser Ludwig bittere Vorwürfe darüber, daß er sich von einem Pabst dergleichen nur hätte zumuthen lassen, gemacht hatte. Beede, Vater und Sohn, verpflichteten sich noch überdieß, daß sie alle Bündnisse mit dem Kaiser aufheben, ihn mit Krieg überziehen, und nie Friede mit ihm machen wollten, so lange er im Bann blieb. Und nunmehr begaben sie sich nach Rensee, wo man ihrer schon erwartet; und, nachdem man den widersinnigen Spruch gethan, daß das Reich schon lange erledigt, und daher eines Oberhaupts bedürftig sey, das Wahlgeschäft also gleich vorgenommen hat. Karl

von Luxenburg, Böhmen wurde den 11 July 1346 zum römischen König und künftigen Kaiser erklärt.

Der Kaiser befand sich, indem er diesen neuen und zweyten Gegenkaiser bekam, in Tyrol, den vorgehabten Zug nach Italien anzutreten. Nun eilte er nach Speyer, wohin er die ihm getreuen Reichsfürsten, die sich daselbst in zahlreicher Menge, nebst den Abgeordneten der Reichsstädte, ungesäumt einfanden, berief. Die Wahl Karls wurde für widerrechtlich erklärt, und alle vorigen Reichsschlüsse, welche gegen die Anmaßungen des Pabsts ergangen waren, wurden erneuert. Heinrich von Virneburg wurde in den Schutz genommen; und dem Kaiser wurde noch ins besondere versprochen, daß, wenn Karl sich im geringsten bewegen sollte, man bereit und gefaßt sey, zur Vertheidigung des rechtmäßigen Kaisers einhellig die Waffen zu ergreifen.

Es kam aber nicht dazu. Ludwig stund, gleich einem Felsen im Ungewitter, unerschüttert und aufrecht, und Karl wurde weder von seinen Kur-

fürsten unterstützt, noch sonst von jemand, als dem römischen Hof, einiger Aufmerksamkeit würdig geachtet. Da dieser ihm in Italien einige Mannschaft anwarb, schlich er sich in einer gemeinen Kleidung dahin, nahm die Truppen in Besitz, und fiel in Tyrol ein, wo dessen Besitzer, Ludwig von Brandenburg, eben abwesend, und auf Einfälle dieser Art nicht gefaßt war. Dieser kommt, und Karl entflieht. Und wo auch der Kaiser seine Blicke nach ihm wendete, mußte er weichen und entfliehen. Es schien, als wenn das widrige Glück sich endlich einmal vom Kaiser zurückziehen, und bessern Schicksalen Platz machen wollte, als der Vorhang fiel. Er wollte sich, zu Fürstenfeld unweit München, mit der Jagd belustigen, sank, vom Schlagfluß gerührt, vom Pferd, und starb in den Armen seiner bestürzten Unterthanen den 11 Oct. 1347 im 64 Jahr seines Alters.

Ludwig behauptet unstreitig unter den weisesten Regenten Baierns, unter den größten Kaisern Deutschlands, und unter den verfolgtesten, und

zugleich standhaftesten Regenten aller Zeiten einen vorzüglichen Rang. Was er in seinem Baiern that, zeiget, was er im übrigen Deutschland, falls er Friede gehabt hätte, gethan haben würde. Er schien ganz für die Künste des Friedens gemacht, und sinnreich in Anstalten zu seyn, welche das gesellschaftliche Leben verschönern, Begriffe von Künsten, Manufacturen und Handwerken aufwecken, und Ruhe und Sicherheit über die Menschheit verbreiten. Er versah verschiedene baierische Städte, als Ingolstadt, Wasserburg, Rhain, Landsberg, Aichach, und vorzüglich seine Hauptstadt München mit Gesetzbüchern, und kam dem Land überhaupt mit Verordnungen zu Hilf, deren Geist größer, als der Geist seines Zeitalters war. Da er sah, daß eine gute Absicht, und selbst die Weisheit allein nicht hinlänglich wären, ein Land sicher zu stellen, sondern daß auch Macht und Ansehen in Rücksicht benachbarter und auswärtiger Staaten nöthig wären: so dachte er auch auf die nothwendige Vergrößerung seines Hauses, und das

Glück

Glück begünstigte ihn hierin. So wurde nach dem 1322 erfolgten Abgang der ältern Linie der Brandenburgischen Markgrafen die Mark und Kur Brandenburg als ein heimgefallenes Reichslehen erklärt, und vom Ludwig auf einem Reichstag zu Nürnberg 1324 mit Bewilligung der Reichsstände seinem ältesten Sohn Ludwig, welcher eben darum der Brandenburger genannt wurde, übergeben. Im J. 1340 fiel ihm Niederbaiern, nach Abgang des letzten Herzogs Johann, als dem Nächstgesippten von rechter Erbschaft zu, und ein Jahr nachher brachte er durch die Verheurathung Ludwigs des Brandenburgers, mit Margaretha, der Maultasche, die Grafschaft Tyrol an sein Gesamthaus; und endlich durch seine eigne Gemahlin Margaretha, einer Schwester Wilhelms IV, letzten Grafen von Holland, erwarb er, da dieser 1345 mit Tod abging, die Provinzen Holland, Seeland, Friesland, und Hennegau, und aller dieser Staaten hatte er sich durch den Vertrag zu Pavia zu versichern gesucht, in soweit es ihm möglich war,

etwas wider einheimische Uneinigkeiten ganz sicher zu stellen, welche er voraus geahndet, und daher seinen Söhnen auch jede nutznießliche Theilung mißrathen hat.

Als Kaiser hat Ludwig vorzüglich die Reichsstädte mit Freyheiten und weisen Anstalten begünstiget, und dieß nicht blos, weil sie stets seine Partey genommen, ihn auch aus Dankbarkeit mit Geld unterstützt, sondern weil ihre Aufblühungen ihm das wirksamste Mittel geschienen haben, die noch vorhandenen unruhigen Reste des aristokratischen Geistes vollends zu entkräften, und statt der kriegerischen Wildheit Werke der nachdenkenden Industrie, und des Geistes zu verbreiten. Deutschland genoß unter ihm einen langen gesegneten Frieden, und, wenn man die Unruhen der päbstlichen Interdikte ausnimmt, eine glückliche Zeit der Erhohlung. Seine Aufmunterungen haben geschickte Köpfe geweckt, und genährt, und diese haben in Rücksicht auf eine gesündere Denkungsart nicht nur das erste Licht angezündet, sondern bereits

reits schon damals Dinge gesagt, welche man heute, als Einfälle, Entdeckungen, und Gedanken der ersten Größe bewundert. Ludwig suchte sogar das alte Kaiserrecht, in Ehesachen zu dispensiren, wieder empor zu bringen, und errichtete für seine Stadt München ein Amortizationsgesetz, wodurch der Geistlichkeit der Zuwachs an unbeweglichen Gütern abgeschnitten wurde, und dieß zu einer Zeit, wo kein Rechtshandel, der eine Ehe, oder ein Testament betraf, anders, als von geistlichen Gerichten, und zwar nach ihren eignen Gesetzen, hatte entschieden werden können.

Ludwig hatte sich zweymal, als mit Beatrix, Tochter Heinrichs III, Herzogs von Glogau in Schlesien, und, nach deren 1321 erfolgten Hintritt, mit Margaretha, Erbtochter Wilhelms III, oder des Guten von Holland (welche Prinzessin 1356 in Niederbaiern starb) vermählt, und aus beyden Ehen sechs Söhne, und drey Töchter erhalten. Jene waren, und zwar aus der ersten Ehe, Ludwig, genannt der Brandenburger, und Ste-

phan mit der Hafte. Die vier Söhne der zwoten Ehe waren, Ludwig, genannt der Römer, Wilhelm, Albert, Otto.

Alle gleichzeitige Geschichtschreiber, deren einige ihn in Person sahen, schildern ihn als einen schönen und stattlichen Mann, mit aufgerichtetem Haupt, und mit einem kühnen und festen Tritt und Blick; und was seine Eigenschaften betrifft, kommen sie, und sogar seine Feinde, darin überein, daß er alles mit einer großen Seele, wie es einem Mann mit Muth und Kraft zusteht, unternommen, und fest darauf beharret habe. Sie schildern ihn ferner als einen überaus gütigen, friedsamen und liebreichen Herrn, der auch den Geringsten mit Huld und Gnade angesehen, und, wo er gekonnt, Gutes gethan hat. Er lächelte stets, und war voll launichter Reden, und Einfälle. Sein Sprichwort war: Man soll sich stets nur um solche Schätze bewerben, die mit dem Schiffbrüchigen zugleich ans Gestad schwimmen.

Lud-

Ludwig war der letzte Kaiser, der mit Nachdruck einige Herrschaft über Italien behauptete; er war auch der letzte, den iemals wieder ein päbstlicher Bann traf; er war entgegen der erste, der seinen Aufenthalt in seinen Ländern genommen; und auch der erste, der einen Dichter, Albertin Mussat, gekrönt hat.

17 1773

53 – 1104

9

1102

[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Westenrieder, Lorenz von,

Kaiser Ludwig der Baier Geschichte aus dem vierzehnten Jahrhundert

Frankfurt und Leipzig 1792

Bavar. 2930
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10380809-7
VD18 14773368